

Bischöfliches Generalvikariat Aachen
Pastoral / Schule / Bildung

Pastoral & Bildung mit Jugendlichen & Erwachsenen
Familienarbeit

Curt Seligmann / Conrad M. Siegers

Wie sag ich´s meinem Kinde?

*Antworten auf Fragen von Kindern
nach Gott, Jesus, Glauben, Religion
und
Grundsätzliches zur religiösen Erziehung
für Väter und Mütter im Bistum Aachen*



Kirche im
Bistum Aachen

Herausgeber:

Bischöfliches Generalvikariat Aachen
Pastoral / Schule / Bildung
Pastoral & Bildung mit Jugendlichen & Erwachsenen
Familienarbeit
Postfach 10 03 11
52003 Aachen
abt.13@bistum-aachen.de
www.kirche-im-bistum-aachen.de

Redaktion, Satz und Layout: Conrad M. Siegers
Grafik: Jean-Marie Chupin
1. Aufl. Januar 2002

Alle Rechte vorbehalten
© Grafik bei Conrad M. Siegers

Wie sag ich's meinem Kinde?



*Antworten auf Fragen von Eltern nach
Antworten auf Fragen von Kindern nach
Gott, Jesus, Glauben, Religion und
Grundsätzliches zur religiösen Erziehung
für Väter und Mütter im Bistum Aachen*

**Eine Artikelserie aus der Elternzeitschrift „Leben & erziehen“
und andere Texte und Artikel geschrieben und zusammengestellt
von Curt Seligmann und Conrad M. Siegers**

Inhaltsverzeichnis

Fragen, Fragen, Fragen

Wie wird aus meinem Kind ein Christ?	5
Gemeinsam auf der Suche nach Antwort	7
Wenn Kinder nach Gott fragen	8
Keine Angst vor falschen Antworten	10
Wer hat Gott gemacht?	11
Warum beten wir überhaupt?	12
Warum gehen wir sonntags in die Kirche, meine Freundin aber nicht?	13
Warum wurde Jesus getötet, obwohl er doch immer lieb war?	14
Wieso lässt Gott so etwas zu?	15
Wo ist Inas Opa jetzt?	16
Warum geht Gabi sonntags in eine andere Kirche?	17
Stimmt das mit der Krippe?	18
Was feiern wir eigentlich Ostern?	20

Grundsätzliches

Erziehung ist (k)ein Kinderspiel	22
Religiöse Erziehung: Eltern lernen wieder staunen	23
Dem Kind ein religiöses Zuhause geben	24
Vertrauen führt zum Glauben. Erste Glaubenserfahrungen in der Familie	26
Glaubensvermittlung in unserer Zeit	28
Wie wird ein Kind katholisch?	29
„... wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind...“	
Spiritualität in der Familie mit kleinen Kindern	31
Der „liebe Gott“ - weder Rächer noch Gehilfe	34
Beten: Das Erlebte vor Gott bringen	36
Rituale: Vor dem Schlafen ein Kreuzzeichen auf die Stirn	37
Die Bibel: auch ein Kinderbuch	38
„...den Du, Maria, gut erzogen hast“	40
Das verwöhnte Jesuskind	41
18 Thesen zur christlichen Erziehung	52
Christliche Erziehung – aber wie?	53
Sonst lernt das Kind doch nicht beten!	
Religiöse Erziehung an den Eltern vorbei?	44
Die kinderfreundliche Pfarrgemeinde.	
Nicht alles von „oben“ erwarten	46
Eltern stehen Hilfen zu – Interview mit Conrad M. Siegers	48

Konkretes

„Ich will nicht mehr zur Kirche!“ – Der Streik am Sonntagmorgen	50
Dramaturgie der Feier der Advents- und Weihnachtszeit in der Familie	52
Fürs Beten ist Mama zuständig. Wenn Eltern religiöse Welten trennen	55
Katholisches Kind in evangelischer Kirche	57
Der Teufel in der Schule?	57
Ein Fest für die Prinzessin? Gemischte Gefühle am Weißen Sonntag	58
Kommunionvorbereitung in der Gruppe: Mit Kindern den Glauben entdecken	60

Kinder im Gottesdienst

Liebe Gäste oder Ruhestörer? Wenn Kinder im Gottesdienst keine Ruhe geben	61
Lasset die Kinder zu mir kommen	64
Grundvoraussetzungen, Bedürfnisse und Haltungen für die Feier von Gottesdiensten mit Kindern	66

Wert(e)erziehung

Ich mag mich	68
Gewissenserziehung? Nein, danke!	68
Wie lernen Kinder Werte schätzen?	69
Verschiedene Lebensstile: Den eigenen Standpunkt finden und leben	71

Gotteserfahrung

Du bist geboren
mein Kind.
Seelenruhig
liegst Du da
und schläfst
und ich staune
vor dem Wunder
Deiner Geburt
und ich habe Angst
vor den vielen Gefahren,
die ich nicht
von Dir abhalten kann.

Ich möchte das Beste für Dich
und weiß doch nicht,
was für Dich gut ist.
Ich möchte,
dass Dir nichts Böses zustößt
und kann es doch nicht verhindern.

Was wird wohl aus Dir werden?
Wie kann Dein Leben gelingen?
Wer garantiert Deine Zukunft?

Wer, wenn nicht Du,
mein Gott?

Conrad M. Siegers

Wie wird aus meinem Kind ein Christ?

Wie war das Glauben doch vordem in der Familie so bequem! Vor 30/40 Jahren, als ich Kind war, schien die katholische Welt noch in Ordnung. Morgens und abends und vor jeder Mahlzeit wurde in unserer Familie gebetet (immer dieselben Gebete übrigens!).

Jeder Sonntag begann frühmorgens mit dem Gottesdienst (für Kinder erst ab 7) und die Andacht war die Kür des Nachmittags.

Im Mai hatten alle Kinder unserer Nachbarschaft einen Maialtar zu Hause, und die größte Ehre der Jungen bestand darin, nach der Erstkommunion möglichst umgehend Messdiener zu werden. Zur Beichte ging man alle vier Wochen klassenweise usw. Eine Zeit, der heute viele, denen christliche Erziehung ein Anliegen ist, nachtrauern.

In kürzester Zeit hat sich die Lage der Weitergabe des Glaubens in der Familie geändert. Waren früher die nicht-praktizierenden Familien (vor allem in ländlichen Gebieten) die Ausnahme, werden heute alle die belächelt, die noch regelmäßig zur Messe gehen. Und Katechet/inn/en, Erzieher/innen und Religionslehrer/innen stimmen immer mehr Klagelieder darüber an, dass nur noch wenige Kinder das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis auswendig kennen.

Was im nachhinein so ideal aussieht, hatte auch entscheidende Schwächen, die ich selbst am eigenen Leib erfahren habe:

- So war z. B. unser gut katholisches westfälisches Münsterland ziemlich intolerant mit evangelischen Kindern. Wir verspotteten und verlachten sie und spielten natürlich nicht mit ihnen.
- Glauben bestand für uns vor allem darin, die Katechismusantworten genau zu kennen und uns peinlich genau an Kirchengelobte und moralische Vorschriften zu halten.
- Das religiöse Leben war von Furcht und Formeln geprägt. Gespräche über religiöse Themen wurden vermieden, weil unsere Eltern Angst hatten, ihren Kindern etwas Falsches beizubringen, und von der Bibel

kannte man nur die Aussagen der Predigten der Priester.

- Zweifel wurden immer mit dem stereotypen Satz beantwortet: „Das muss man halt glauben!“

Es kommt daher nicht von ungefähr, wenn sich die religiöse Landschaft so schnell verändert hat. Zum Glück, möchte ich sagen. Denn so haben erwachsene Christ/inn/en und christliche Eltern heute die Möglichkeit, Glaubenserziehung anders zu praktizieren als früher, wo das Milieu das Glaubensleben bestimmte: Statt Glaubensdressur zu betreiben gilt es heute, christliche Grundhaltungen einzuüben. Und davon kann Glaube und Leben nur profitieren.

Doch wie sehen solche christlichen, katholischen Grundhaltungen aus, und wie können wir sie unseren Kindern „beibringen“? Die wesentlichste Grundhaltung des christlichen Glaubens ist die Gottes- und die Nächstenliebe. Beides gehört zusammen und beides lernen Kinder kennen, indem sie sie bei ihren Eltern im familiären Alltag an vielen unbedeutenden Kleinigkeiten erleben (oder auch nicht!). Denn wie alles andere Wesentliche lernen Kinder auch religiöse Grundhaltungen am Modell, und zwar am meisten dort, wo sich ihr Modell, ihre Väter, Mütter und andere Bezugspersonen am wenigsten darum bemühen, d.h. es ihnen nicht pädagogisch geschickt antrainieren wollen.

Eine andere Grundhaltung des Glaubens ist Freiheit gewähren und den anderen so akzeptieren wie er ist und sein will. Wie Gott von uns Menschen die freie Zustimmung und Antwort auf seine Liebe will, so darf christliche Erziehung keine zwanghafte Hinführung zum Glauben sein, sondern ein werbendes Angebot. Freiheit gewähren heißt dabei natürlich auch die Freiheit, den Glauben der Eltern abzulehnen.

Für ein gelingendes Leben aus dem Glauben werben geht natürlich nur, wenn man eine weitere Grundhaltung zu leben versucht: die Freude und den Spaß am Umgang mit Gott. Angst und Not lehren schlecht beten!

Schließlich braucht Gott unseren Gottesdienst nicht, aber für uns kann das gemeinschaftliche Tun im Geiste Gottes ein guter Dienst Gottes an unserem Leben sein.

Die Lust am Leben ernährt sich aus der grundsätzlichen Bejahung des Lebens und dem Vertrauen darin, dass alles Menschliche seinen Sinn hat und letztlich gut enden wird.

Eltern können ihren Kindern nur die Grundlagen des Glaubens vermitteln, die für sie selber wichtig und bestimmend sind (sie brauche sie dafür nicht einmal bewusst kennen und benennen können). Was wir wirklich glauben, und auch unser Unglaube, kommt unbewusst und planlos in jeder kleinen Tat unseres Lebens zum Ausdruck. Wir können und brauchen uns deshalb vor unseren Kinder nicht verstecken.

Daher bedarf es auch keiner besonderen Anstrengung, was die Weitergabe unserer Grundüberzeugungen an unsere Kinder angeht, sondern es genügt, den eigenen Glauben lebendig zu halten. Das ist schwer und leicht zugleich. Es entlastet uns aber bei der Beantwortung vieler Einzelfragen. Mit der freien Einstellung des Apostels Paulus können wir sagen: Wenn mein Verhältnis zu Gott stimmt, wenn ich den richtigen Draht zu ihm suche, dann brauche ich andere nicht mehr abzuwerten, um mich aufzuwerten; dann zählt eigentlich nicht mehr katholisch oder evangelisch; dann kann es auch nicht schaden, wenn unsere Kinder neben unserer Art zu glauben und zu leben auch anders- oder gar ungläubige Lebensweisen erfahren; dann gibt es nicht nur einen Weg, gläubig durchs Leben zu kommen, sondern viele Heilswege - und der eigene und der unserer Kinder muss erst noch gesucht und gefunden werden, und die Gemeinschaft der gläubigen Gemeinden kann dabei hilfreich sein.

Christliche Grundhaltungen einüben statt konkrete religiöse Verhaltensweisen - ob es das bringt?

Nachdem das katholische Milieu nicht mehr stark genug war, für die Beibehaltung der gewohnten Gebets- und Gottesdienstpraxis zu sorgen, glaubte man, dass das elterliche Vorbild zum gewünschten Lernerfolg führen würde. Wenn das der Fall wäre, müssten die Kinder der überzeugten, fleißig praktizierenden Eltern ebenso emsig Gottesdienste besuchen und sich in den Gemeinden engagieren. Jede/r weiß, dass dem nicht so ist.

Natürlich prägt unsere Kinder, was wir tun und wie sie uns als Eltern erleben. Aber wir können

nicht erwarten, dass das schon genügt, damit sie es uns ihr Leben lang nachmachen.

Wie wird nun aus meinem Kind ein Christ - unter den Bedingungen der heutigen Zeit?

Ich kann mein Kind nicht zum Christ „machen“. Das einzig Wirksame, was Sie und ich tun können, ist, selber Christ zu werden. Unsere Kinder können dann an uns erfahren, wie man Christ wird und sich daran ein Beispiel nehmen - oder auch nicht.

Wer seinem Kind den christlichen Glauben nahe bringen will, muss sich selbst an christliche Grundhaltungen wie Liebe, Toleranz, Vertrauen und Freude in seinem Verhalten orientieren.

Jungen Wein in alte Schläuche geben, so heißt es an einer Stelle in der Bibel, das geht selten gut.

Der Glaube hat es aber auch nicht nötig, ängstlich auf die Einhaltung alter Formen zu bestehen, sondern kann durchaus neue Ausdrucksformen entwickeln und finden. Er stirbt nicht mit dem Aussterben zeitbedingter, überkommener Erscheinungsweisen.

Alles ändert sich, der Glaube auch.

Neue Zeiten - neue Chancen - neue Formen.

Gott kann in jeder Zeit und in jedem Menschen neu erscheinen!

Conrad M. Siegers

***Was bleibt ...
(im Stimmengewirr der Sehnsucht)***

Gott sei Dank

das Unfassbare
in Worte
zu fassen
bleibt
unmöglich

nur das Wort das
am Anfang war

bleibt

Marianne Willemsen

Gemeinsam auf der Suche nach Antwort

Wieso, weshalb, warum? Wer nicht fragt, bleibt dumm. Kein Kind möchte dumm bleiben. Und deshalb fragt es und fragt und fragt... Doch keine Angst vor neugierigen Kindern. Ihre Fragen müssen Eltern sehr ernst nehmen. Nur wer viel fragt, wird auch viel erfahren. Die Sprösslinge versuchen damit, Sinn und Zusammenhang in ihre kleine Welt zu bringen. Die Fragen der Kinder ernst nehmen heißt nicht, dass Eltern auf alle Fragen die richtige Antwort parat haben müssen. Mütter und Väter können nicht alles wissen. Sie sollten aber auf jede Frage eingehen. Bei Sachfragen gilt es, den Kindern eine möglichst klare Auskunft zu geben oder unmissverständlich zu sagen: „Das weiß ich auch nicht; da muss ich mich erst noch erkundigen oder in einem Buch nachsehen“, - oder ähnliches.

Bei Fragen, in denen es um die eigene Einstellung geht, sollten Eltern das, was sie selbst glauben, offen und ehrlich mitteilen - gerade auch bei religiösen Themen. Kinder spüren sehr genau, wenn Erwachsene ihnen etwas vormachen. Durch die Fragen der Kinder können Eltern selbst wieder neugierig werden. Und so können und dürfen Mütter und Väter auch selbst Fragen haben. Auch von Zweifeln und Unsicherheiten können sie ihren Kindern erzählen. Und sie können und dürfen auch ihre Kinder fragen: Was sie mit ihrer Frage meinen, welche Gedanken sie sich schon gemacht haben, wie sie ihre Frage verstehen und so weiter.

Auf manche Fragen, die Kinder stellen, kann keiner eine richtige Antwort geben, zum Beispiel auf die Frage: „Wie sieht Gott aus?“ Da hilft es nur einzugestehen, dass dies niemand sagen kann. Und dass die Menschen sich trotzdem eine bildhafte Vorstellung von Gott machen, weil sie sonst gar nicht von ihm sprechen können. Und dann können die Eltern dem Kind erzählen, wie sie sich selbst Gott vorstellen. In der Bibel finden sich für Gott auch eine Reihe bildhafter Vergleiche. Es kann Spaß machen, gemeinsam mit den Kindern zu überlegen, wie Antworten auf Fragen, die sich nicht eindeutig beantworten lassen, aussehen könnten. Manchmal steckt hinter den Fragen der Kinder eine Bitte um elterliche Zeit und Geduld: „Hast du Zeit für mich? Ich möchte, dass du dich

jetzt ein wenig intensiver mit mir beschäftigst.“ Mitunter bringen Kinder Erwachsene mit ihren Fragen in peinliche Verlegenheit, weil sie so direkt und schonungslos sind. Etwa das Kind, das einmal einen alten, sehr blass aussehenden Mann fragte: „Warum bist du noch nicht tot?“ Auch in solchen Situationen gilt es, Ruhe zu bewahren. Die Eltern können dem Kind erklären, dass niemand weiß, wann er stirbt, und dass man sehr alt werden kann.

Aus: Elternbrief 12, hrsg. v. Elternbriefe - du und wir e.V., Kaiserstr. 163, 53113 Bonn

Wir haben Sehnsucht, Gott

nach Macht
und Einfluß
nach Erfolg
und Reichtum
nach Atommeilern
und Wirtschaftswachstum
nach Magnetbahnen
und Überschallflugzeugen

Wir haben Sehnsucht, Gott

nach Etikette
und Höflichkeit
nach den richtigen Werten
und Normen
nach Vorteilen
und Bequemlichkeit
nach Sicherheiten
und Versicherungen

Segne uns, Gott

und stärke uns
nicht
in unserem
Verlangen

Marianne Willemsen

Wenn Kinder nach Gott fragen

Wie sehr Kinder Erwachsene mit ihren Fragen in Verlegenheit bringen können, erfahren Mütter und Väter besonders, wenn es um die Sexualität oder aber um Gott und den Glauben geht. Allerdings machen sich viele die Antworten auch schwerer als nötig. Unsicher fühlen sich Eltern bei solchen Fragen zum einen, weil sie fürchten, eine „falsche“ Antwort zu geben - eine Antwort nämlich, die nicht mit der Lehre der Kirche übereinstimmt. Unsicherheit Nr. 2: Wie kann ich meine Antwort in Worte fassen, so dass mein Kind mich auf Anhieb versteht? Und drittens kommen die lieben Kleinen mit ihren Fragen meist just dann, wenn die Eltern meilenweit weg sind von allen schlaun Büchern, in denen sie vielleicht nachschlagen könnten.

Aber selbst wenn sie Bücher oder Lexika zu Rate ziehen können: Auf viele Fragen finden Eltern darin mal diese, mal jene Antwort. Die weitaus meisten (und gerade die wichtigsten) religiösen Fragen lassen sich nämlich nicht wissenschaftlich exakt und überprüfbar beantworten. Sie sind Glaubens-Sache: wessen Antwort die Eltern für die „richtige“ halten, hängt davon ab, was sie selbst und wem sie am meisten glauben.

Kinder glauben zunächst ihren Eltern am meisten. Deshalb schulden Mütter und Väter ihren Kindern in Glaubens-Fragen ihre ganz persönlichen Antworten - und nicht die Antworten von anderen, etwa die der Theologen oder „der Kirche“.

Eltern brauchen „nur“ das zu sagen, was sie selbst wissen und glauben

So kompliziert, wie viele Eltern das meinen, ist es deshalb gar nicht, die religiösen Fragen von Kindern zu beantworten. Sie brauchen ihnen „nur“ das zu sagen, was Sie selbst wissen und glauben. Sie dürfen auch Ihre Unsicherheiten, Lücken und Zweifel zugeben. Sie brauchen auch nicht zu verschweigen, dass es auf religiöse Fragen oft viele Antworten gibt; selbst Mutter und Vater stimmen ja wahrscheinlich nicht bis ins i-Tüpfelchen ihres Glaubens überein! Im Gegenteil: Das Wissen um die verschiedenen Antwortversuche hilft Kindern, den Horizont offen zu halten.

Nehmen Sie also bitte die folgenden Antworten auf typische Kinderfragen nicht als das einzig wahre „Evangelium“, das Sie nur noch übernehmen und nachsagen müssten, sondern lediglich als Beispiel. So habe ich mit meinen Kindern gesprochen; dahinter stecken mein theologisches Vorwissen und meine persönliche Glaubenssicht.

Als Mutter und Vater müssen Sie Ihre Antworten so formulieren, wie es Ihrem Sprachgebrauch, Ihrem Wissen und Ihrer Überzeugung entspricht. Ihre Kinder werden Sie sehr gut verstehen, wenn Sie von sich sprechen. Und wenn Ihre Kinder Fragen stellen, zu denen Sie sich noch nie Gedanken gemacht haben, sollte Sie das nicht daran hindern, das offen Ihren Kindern zu sagen und - neugierig gemacht - auf Antwortsuche zu gehen.

1. Wie sieht der liebe Gott aus?

Gott können wir nicht sehen und deswegen auch nicht sagen, wie er aussieht. Wir können höchstens etwas von ihm spüren. Wenn wir uns lieb haben, dann spüren wir vielleicht etwas davon, wie Gott ist.

Aber wenn man ihn nicht sehen kann, dann kann es- ihn auch nicht geben?

Die Liebe kann man auch nicht sehen, und es gibt sie trotzdem. Strom kann man auch nicht sehen, und trotzdem kann man damit Licht machen, Wärme erzeugen und Motoren antreiben.

2. Wohnt Gott in der Kirche?

Ich glaube, er ist überall. Natürlich auch in der Kirche. Aber das ist nicht seine Wohnung. In der Kirche kommen wir zusammen, um gemeinsam zu beten, zu singen und die Worte der Bibel zu hören. Christen glauben, dass Gott uns mit den Worten der Bibel etwas Wichtiges sagen will. Wenn wir deshalb etwas aus der Bibel hören und darüber nachdenken, dann ist mit den Worten der Bibel auch Gott bei uns. Eigentlich wohnt er überall dort, wo wir ihn einlassen.

3. Warum gibt Gott nicht allen Menschen genug zu essen?

Ich glaube, dass alle Menschen genug zu essen hätten, wenn wir die Nahrungsmittel der Erde gerechter verteilen würden. Weil wir von allem viel zu viel haben, müssen andere hungern.

Und warum tut Gott nichts dagegen?

Er hat uns die Erde gegeben mit allen Pflanzen, Tieren und fruchtbaren Böden. Wir haben also alles, was wir zum Leben brauchen. Aber Gott lässt uns damit machen, was wir wollen. Er greift nicht von sich aus ein. Was wir mit den Gütern der Erde machen, dafür sind wir selbst verantwortlich.

4. Warum wird Meike nicht wieder gesund?

Das weiß ich auch nicht. Es gibt einige Krankheiten, gegen die man noch nichts tun kann.

Und wenn wir für sie beten, kann Gott sie dann nicht wieder gesund machen?

Ich glaube nicht, dass wir sie gesundbeten können. Beten ist kein Arzneimittel. Es kann höchstens helfen, dass wir uns in der Not nicht allein und verlassen fühlen, weil wir darauf vertrauen können, dass Gott bei uns ist. Aber er macht uns nicht einfach wieder gesund, wenn wir ihn ganz intensiv darum bitten. Aber ich glaube, er schenkt uns nach unserem Tod ein neues, ewiges Leben.

5. Wo ist der Opa, der gestorben ist, jetzt?

Der Körper des Opas, das weißt du ja, der liegt auf dem Friedhof. Niemand weiß genau, was nach dem Tod passiert. Aber Jesus hat uns gesagt, dass wir alle auferstehen werden.

Was heißt denn „auferstehen“?

Was das genau heißt, weiß auch niemand. Aber ich glaube, dass Gott uns ein neues Leben schenkt, das unvergänglich ist. Es gibt dann keine Krankheit, keinen Hunger, keine Not, keinen Krieg und nichts mehr, was weh tut. Und wir werden ganz und gar glücklich sein. Mehr kann man dazu nicht sagen. Wir müssen uns einfach mal überraschen lassen. Jesus hat uns jedenfalls versprochen, dass wir mit ihm in Gottes Herrlichkeit leben werden.

6. Warum müssen wir jeden Sonntag in die Kirche gehen?

Wir müssen es nicht, aber es ist gut für uns. Wir treffen dabei andere Christen. Christ sein kann ich nur in Gemeinschaft mit anderen. Dazu muss man sich regelmäßig sehen und etwas miteinander tun.

7. Warum geht Markus in eine andere Kirche?

Wie in deiner Klasse gibt es auch unter Christen verschiedene Freundeskreise. Einiges haben sie gemeinsam, wie die Bibel, anderes ist unterschiedlich, zum Beispiel wie sie Gottesdienst feiern. Markus' Eltern gehören zu den evangelischen Christen, wir zu den katholischen.

8. Stimmt das alles, was so in der Bibel steht?

Wenn du darunter verstehst, dass sich alles wie in der „Tagesschau“ so abgespielt hat, dann stimmt das natürlich nicht. Die Bibel berichtet nicht einfach, was mit Jesus passiert ist, sondern will, dass wir besser miteinander leben. Sie möchte, dass wir an Gottes Liebe glauben. Insofern stimmt alles, was in der Bibel steht. Sie will uns davon überzeugen, dass wir uns auf Gott verlassen können. Wenn daher erzählt wird, wie Jesus seine Jünger im Seesturm rettet, will sie uns sagen: Macht euch keine Angst, wenn ihr in Not seid.

9. Warum hat man Jesus getötet, obwohl er doch so lieb zu den Menschen war?

Weil er gesagt hat, dass Gott anders ist, als die Priester und Lehrer damals verkündeten. Die hatten den Menschen Angst gemacht vor Gott, und als Jesus davon sprach, dass Gott jeden Menschen liebt und dass man keine Angst vor ihm zu haben braucht, befürchteten die herrschenden Leute damals, dass sie ihre Macht verlieren.

Sie spüren: Alle diese Antworten sind bruchstückhaft und unvollständig. Doch es ist besser, glaube ich, religiöse Fragen unserer Kinder nach bestem Wissen und Gewissen aus dem hohlen Bauch heraus, aber ehrlich zu beantworten, als ihnen aus Angst vor einer Verfälschung des Glaubens auszuweichen.

Curt Seligmann

Keine Angst vor falschen Antworten

Kinderfragen nach Gott und dem Glauben stürzen Eltern oft in Unsicherheiten. Unsere Serie will keine Patentlösungen zum „Nachbeten“ vorgeben, sondern Eltern dazu anregen, selber Antworten zu suchen, die dem eigenen, ganz persönlichen Glauben entsprechen.

Wenn unsere Kinder uns fragen, wie ein Auto funktioniert, versuchen wir es zu erklären: Vielleicht lassen wir viele wichtige Einzelheiten dabei weg, stellen das eine oder andere sogar falsch dar. Doch unsere Kinder geben sich mit einer solchen Antwort meist zufrieden, und wir selbst haben auch das Gefühl, nach bestem Wissen und Gewissen das unsere getan zu haben.

Anders, wenn Kinder Fragen stellen, die mit Gott, dem Glauben und Religion allgemein zu tun haben. Wenn sie etwa fragen, was mit Menschen nach dem Tod geschieht, dann erklären wir vielleicht, dass der Körper im Grab verwest und wieder zu Erde wird, dass wir als Christen aber glauben, dass Gott allen Menschen in einer anderen Welt ein anderes, neues Leben ohne Tod und Leid schenkt. Unsere Kinder geben sich auch mit dieser Antwort vermutlich zufrieden, nicht aber wir selbst: Haben wir auch wirklich alles gesagt? Oder haben wir vielleicht etwas Falsches gesagt oder zumindest zu wenig, um den Kindern die Lehre der Kirche vollständig und „richtig“ nahe zu bringen?

Ein Grund für unsere besondere Unsicherheit bei religiösen Fragen liegt sicher in der Art und Weise, in der wir selbst den Glauben „lernten“. Damals erfuhren wir, dass man die Wahrheit des Glaubens „unverkürzt“ zu glauben und weiterzugeben habe, dass man immer das Ganze des Glaubens im Blick haben müsse - das Ganze, das uns die Lehrsätze des einheitlichen grünen Katechismus verkündeten.

Bei mir selbst hat diese Angst, nicht „richtig“ zu glauben, während meines Theologiestudiums einer großen Unbefangenheit und einem starken Gottvertrauen Platz gemacht. Genau dazu möchte ich auch Ihnen, liebe Leser und Eltern, Mut machen. Mit der Serie, will ich Ihnen nicht anstelle der überkommenen Katechismus-Sätze neue, zeitgemäßere Antworten für die Fragen Ihrer Sprösslinge anbieten. Das würde Ihre Befangenheit ja nur verschieben. Vielmehr will ich anhand ganz konkreter Antworten auf tatsächlich gestellte Kinderfragen deutlich machen, dass es gut und vollständig

genug und vor allem glaubwürdig ist, wenn Sie auf die Fragen Ihrer Kinder das sagen, was Sie selbst für richtig halten. Und dass es Ihrer Glaubwürdigkeit nicht schadet, wenn Sie gelegentlich sagen: „Das weiß ich nicht. Das kann ich mir nicht vorstellen. Das frage ich mich selbst auch.“

Sagen Sie Ihren Kindern nur das, was Sie auch selbst für richtig halten

Ich will Ihnen also keine Patentantworten anbieten, mit denen Sie die religiösen Fragen Ihrer Sprösslinge „richtig“ beantworten können, indem Sie sie nur wiederholen. Vielmehr will ich Ihnen erzählen, wie ich selbst die Fragen meiner drei Söhne beantwortet habe, damit Sie sich herausgefordert fühlen und sich zutrauen, Ihre eigenen Antworten, Ihre eigenen Überzeugungen und Ihren eigenen Glauben in Ihrer eigenen Weise Ihren Kindern zu vermitteln.

Alles andere, was nicht dem entspricht, was Sie selbst glauben, worauf Sie hoffen und woraus Sie leben, wäre nämlich unglaubwürdig.

Curt Seligmann

Danke, mein Gott
Liebe
Denn Feuer bist du mir und Wasser
Deine Glut verzehrt mich
Liebe
Deine Wogen werfen mich in die
Brandung
Du läuterst mich und
Brichst auf meine Schale
Liebe
Und befreist mich zu dir
Liebe
Zu mir

Danke, mein Gott, Liebe.

Conrad M. Siegers

Wer hat Gott gemacht?

„Papa, gibt’s Gott überhaupt?“
fragte mich mein Sohn, als er etwa acht Jahre alt war. Wir gingen gerade gemeinsam in die Ostermesse.
„Ja natürlich“, sagte ich.
„Aber wie kann man das beweisen?“
„Das kann man nicht beweisen, aber es gibt ihn.“
Er überlegte eine Weile und behauptete dann:
„Gott kann’s aber gar nicht geben.“
„Wieso denn nicht?“
„Wer hat ihn denn gemacht?“
„Keiner.“
„Also wenn ihn keiner gemacht hat, kann es ihn auch nicht geben!“
Mit dieser hartnäckigen Logik hatte ich nicht gerechnet. Ich gab mir deshalb ein bisschen mehr Mühe, seine Frage zu beantworten:
„Deswegen ist er ja gerade Gott, weil ihn keiner gemacht hat.“
Mein Sohn suchte zweifelnd weiter nach neuen Fragen, deshalb versuchte ich ihm zuvorzu-

kommen: „Gott hat alles gemacht, die ganze Welt, die Natur, den Menschen.“
„Nein“, fiel er mir sofort ins Wort, „die Natur hat sich von selbst entwickelt.“
Dieses Argument stammte aus einer anderen Diskussion, als wir miteinander über die Entstehung der Welt sprachen.
„Ja, das stimmt“, erwiderte ich. „Unsere Welt hat sich in vielen Millionen Jahren nach ganz bestimmten naturwissenschaftlichen Gesetzen entwickelt. Aber diese Gesetze, die hat Gott festgelegt, die kommen von Gott. Vor dem Urknall, mit dem die Entstehung der Welt begann, gab es Gott schon. Er hat die Regeln der Entwicklung und des ganzen Weltalls bestimmt, und er wollte, dass alles so wird, wie es geworden ist.“
Meinem ungewöhnlichen Redeschwall setzte mein Sohn nur ein fragendes „Na?“ entgegen und blieb bei seinen Zweifeln - und ich bei meinem Glauben.

Curt Seligmann

In Anlehnung an Psalm 139

Herr, Du erforschest mich und kennst mich.
Ich aber forsche nicht nach Dir und kenne dich nicht.
Wer Du bist und wo Du bist, ich weiß es nicht.
Deine Wege sind nicht meine Wege.
Deine Sprache verstehe ich nicht
und spüre ich ein wenig von Dir,
versuche ich Dir zu entkommen.

Trotzdem:
Erforsche mich weiter, Herr, Gott.

Conrad M. Siegers

Warum beten wir überhaupt?

Beim allabendlichen Ins-Bett-Bringen mache ich meinen Söhnen immer ein Kreuzzeichen auf die Stirn, und wir erzählen dem lieben Gott dann zwei, drei Ereignisse des Tages, die für meine Kinder besonders wichtig waren. So erzählte Markus eines Abends, dass seine Freundin Stephanie krank sei, und ich fragte ihn deshalb - ohne zu überlegen:

„Sollen wir für sie beten?“

Worauf er mich mit großen Augen ansah und erwiderte:

„Hilft das denn? Macht der liebe Gott die Stephanie sofort wieder gesund, wenn wir für sie beten?“

„Nein, das nicht“, antwortete ich und merkte, dass mein Sohn mich mal wieder gekonnt in Verlegenheit brachte. Doch kam mir eine Antwort in den Sinn, die mir selbst äußerst vernünftig schien:

„Nein, das nicht“, wiederholte ich, „aber im Grunde hat er uns schon geholfen, bevor wir darum beten. Denn er hat dem Menschen ja von Natur aus, also so, wie er ihn geschaffen hat, Abwehrkräfte gegeben, die mit den Krankheiten fertig werden.“

„Und Tante Monika?“

Meinem Sohn fiel seine Tante ein, die unheilbar an Multipler Sklerose litt.

„Nun“, begann ich den Rückzug, „so perfekt ist die Natur auch nicht. Mit den kleinen Krankheiten wird sie von selbst fertig, aber gegen andere Krankheiten ist halt kein Kraut gewachsen.“

„Beten beseitigt also keine Krankheit?“

„Nein, der liebe Gott greift sicher nicht direkt in den Krankheitsverlauf ein, weil wir für jemanden beten.“

„Also hilft Beten nichts?“

Hartnäckig blieb mein Sohn am Ball.

„Doch“, seufzte ich. „aber Gott hilft nicht dadurch, dass er genau das tut, worum wir ihn bitten, er hilft ganz anders.“

„Und wie?“

„Nicht dadurch, dass er die Krankheit oder die Not oder das Leid einfach abschafft, sondern indem er bei uns ist, indem er uns gerade wenn wir krank sind, nicht allein lässt. Und wenn wir beten, erinnern wir uns daran, dass Gott in unserer Not bei uns ist.“

„Aber das hilft doch niemandem?!“

„Doch“, sagte ich und merkte, wie ich langsam wieder Boden unter die Füße bekam, „schau mal, das ist so wie bei einem starken Gewitter. Viele Kinder haben dann zum Beispiel Angst,

wenn sie allein sind. Aber wenn die Eltern bei ihnen sind, fühlen sie sich sicherer, obwohl die Eltern am Gewitter nichts ändern können. So ist das auch mit der Hilfe Gottes, wenn man zu ihm betet. Wir erinnern uns und andere im Gebet einfach daran, dass wir mit unserem Schicksal nicht allein gelassen sind.“

„Dann sollte man“, schlug mein Sohn vor, „das doch beim Beten direkt sagen.“

„Wie denn?“

„Zum Beispiel so: Lieber Gott, lass mich nicht allein, wenn ich krank bin, statt: Mach mich bitte so schnell wie möglich wieder gesund.“

„Ja, das stimmt eigentlich“, pflichtete ich ihm bei.

„Und warum macht man das dann nicht?“

„Das kommt wohl daher, weil wir Eltern und Älteren das von früher noch anders gewohnt sind, und ich glaube, früher, als man noch nicht so genau wusste, wie der menschliche Körper mit Krankheiten umgeht, haben tatsächlich viele Menschen geglaubt, dass Gott in einem direkten Eingriff Krankheiten heilt, wenn man zu ihm betet.“

„Und wenn die Krankheit nicht wegging, obwohl man darum betete?“

Er dachte wohl wieder an seine Tante.

„Dann sagte man sich vielleicht, man habe noch nicht intensiv genug gebetet.“

„Aha.“ Mein Sohn schien verstanden zu haben.

„Dann erzählen wir dem lieben Gott also einfach nur, dass Stephanie krank ist, ohne darum zu beten, dass sie schnell wieder gesund wird“, resümierte er, und ich - weil ich immer das letzte Wort haben muss - fügte noch hinzu:

„Und wir erzählen ihm noch, dass du sie morgen besuchen wirst, damit sie sich nicht zu sehr langweilt.“

Curt Seligmann

Mein Gott,
Deine Ohnmacht
ist so groß,
dass ich Dich
mächtig
machen muss

Conrad M. Siegers

„Warum gehen wir sonntags in die Kirche, meine Freundin aber nicht?“

Jede Familie ist anders und jede Familie darf ihr Familienleben so gestalten wie sie es möchte, wenn dadurch niemand anders beeinträchtigt wird. Für uns gehört der Besuch des Gottesdienstes zum Sonntag und wenn wir sonntags nicht in die Kirche gehen, fehlt uns etwas Wichtiges und darauf möchten wir nicht verzichten. Für uns ist es einfach schön, mit euch gemeinsam den Familiengottesdienst zu besuchen, dabei andere Familien zu treffen und den

Sonntag auf diese Weise zu beginnen. In der Familie deiner Freundin gibt es dagegen sicher etwas anderes, was für sie am Sonntag wichtig ist und was sie deshalb regelmäßig zusammen unternehmen, vielleicht eine Sportart, Wandern oder Ausflüge.

Curt Seligmann

Glaubensbekenntnis

Ich glaube an Gott,
der mir in seiner Ohnmacht
bei - steht
wie ein Vater oder eine Mutter.
Wie er Himmel und Erde geschaffen hat,
bleibt sein Geheimnis.
Doch offenbar hat er sich in die Hände
der Menschen gegeben - schutzbedürftig
und verletzbar wie ein Kind.
In jedem von uns will er Mensch werden
wie Jesus durch Maria Mensch wurde.
Wie in Jesus lebt er, liebt er
und leidet er in jedem von uns.
Täglich wird er von einigen angenommen,
geschätzt, ja sogar angebetet,
von anderen dagegen verhöhnt und verspottet,
gekreuzigt und begraben.
Er kennt die Verzweiflung
der unheilbar Hoffnungslosen.
Aller menschlichen Vernunft zum Trotz
schenkt er jedoch jedem von uns,
wenn alles vorbei und zu spät ist,
ein neues, unzerstörbares Leben.
Dabei will er uns sagen:
Alles vergeht, nur Eure Liebe nicht.
Deshalb glaube ich schon jetzt,
- im Hier und Heute -
an den Geist der Liebe
zu mir, zum Nächsten und zur Gemeinschaft aller.
Schon im Leben vor dem ewigen Leben
kann ich dem Tod der Liebe widerstehen
und meiner Lust,
die Ewigkeit verlangt,
Raum geben. Amen

Conrad M. Siegers

Warum wurde Jesus getötet, obwohl er doch immer lieb war?

„Warum wurde Jesus getötet, obwohl er doch immer lieb war?“

Mit dieser Frage Übertölpelte mich mein jüngster Sohn mit seinen sechs Jahren in der allabendlichen Geschäftigkeit.

Mein erster Gedanke war: Markus will noch etwas Zeit gewinnen, um später ins Bett zu gehen. Der zweite: Die Frage meines Sohnes ist überaus berechtigt. Denn bei den Gute-Nacht-Gesprächen während der Abendgebete sage ich ihm oft, dass der liebe Gott ihn ganz lieb hat, mehr noch als seine Eltern, Geschwister und Freunde, und dass auch Jesus alle Menschen geliebt hat. Und ich erzähle ihm oft die biblischen Geschichten, die Jesus von seiner angenehmsten Seite zeigen. In der Fastenzeit dagegen hatte er die Geschichten von Jesu Leiden und seinem Tod mitbekommen, und das Kreuz in seinem Zimmer machte ihm die Leidensgeschichte ständig gegenwärtig. Nun konnte er beides nicht zusammenbringen: dass ein Mensch, der gut ist zu anderen, getötet wird - das passte nicht zusammen. Also, Vater, heraus mit der Sprache!

„Weißt du, Markus, Jesu war nicht nur lieb zu den Menschen, denen er begegnete, sondern er zeigte ihnen auch ihre Fehler. Dadurch fühlten sich einige angegriffen und wurden böse auf ihn.“

„Und welche Fehler?“

„Dass sie ihre Mitmenschen zum Beispiel nicht so angenommen und geliebt haben wie Jesus. Wenn ein anderer etwas besser macht als ich, dann merke ich ja, dass ich nicht genauso gut bin wie er und werde dadurch vielleicht neidisch oder wütend. Indem Jesus zu seinen Mitmenschen so gut war, merkten die anderen, dass sie nicht so gut waren wie Jesus.“

„Und deswegen haben sie ihn getötet?“

Mein Sohn schaute mich immer ungläubiger an. Statt klarer wurde ihm die Sachlage immer verdächtiger, und ich hatte selbst das Gefühl, mich zu verhaspeln. So versuchte ich nach einer kurzen Pause des Überlegens einen zweiten Anlauf:

„Also, die einfachen Menschen, denen Jesus begegnete. Die haben ihm natürlich nichts getan. Im Gegenteil. Die sind zu ihm gekommen, wollten ihn hören, wollten sich von ihm heilen lassen, wollten ihn sehen, bejubeln und so weiter, aber die Leute, die etwas zu sagen hatten, die Pharisäer und Priester, die fühlten sich

von Jesus kritisiert.“

„Und warum?“

„Weil Jesus ihnen sagte, dass sie ihre Macht missbrauchten, dass sie Scheinheilige und Heuchler sind,“

„Durfte Jesus das denn nicht sagen?“

„Doch, aber die Regierenden sind natürlich nicht sonderlich froh, wenn man sie kritisiert, und wenn die Kritik zu stark wird, versuchen sie, sie zum Schweigen zu bringen. Das ist heute noch so. Jesus hat damals zum Beispiel gesagt, dass es wichtiger ist, einem Menschen zu helfen, als ein Gesetz zu beachten. Und die Priester und Pharisäer haben gesagt, dass man sich an die Gesetze halten muss, weil Gott sie gegeben hat. Und gegen Gesetze darf man nicht verstoßen, schon gar nicht, wenn sie von Gott kommen, sonst wird man bestraft. Und das ist ja auch heute noch so. Wer sich nicht an die Gesetze hält, wird bestraft.“

„Aber doch nicht getötet?“

„Nein, aber früher gab es noch die Todesstrafe für diejenigen, die besonders schwere Verbrechen begangen haben.“

„Und was hat Jesus verbochen?“

„Nun, er hat allen gesagt, dass Gott die Menschen mehr liebt als die Gesetze. Und da die Führer des Volkes wollten, dass die Menschen sich weiterhin an die Gesetze halten, wollten sie Jesus töten.“

„Nur deswegen?“

Markus schaute mich schon wieder so ungläubig an.

„Ja“, sagte ich, „aber das ist auch schon genug. Denn Jesus behauptete ja, dass das, was er sagte, der eigentliche Wille Gottes sei und dass er das deswegen besser wisse als die anderen, weil Gott sein Vater sei. Und das war den Priestern, vor allem den Hohepriestern und Pharisäern, die das Volk regierten, dann doch zuviel. Und weil viele Menschen von dem, was Jesus sagte und tat, begeistert waren, fürchteten sie um ihre Macht.“

Da mein Sohn sich mit dieser Antwort nun endlich (scheinbar?) zufrieden gab, beendete ich das Thema schnell:

„Und nun geht's ins Bett.“

Mir wurde im Anschluss an dieses Gespräch neu bewusst, wie sehr wir Leben und Reden Jesu im Erzählen von ihm doch verniedlicht und entschärft haben.

Curt Seligmann

Wieso lässt Gott so etwas zu?

„Papa?“ Der Ton, in dem mein Sohn mich bei der Lektüre eines Katastrophenberichts ansprach, ließ eine länger vorausgegangene Überlegung vermuten. „Papa, der liebe Gott ist doch allmächtig, oder?“ Etwas argwöhnisch fragte ich nach: „Warum?“ „In der Kirche wird doch immer gebetet: Allmächtiger Gott und so weiter.“ „Ja“, sagte ich, „aber worauf willst du hinaus?“ „Wenn Gott wirklich allmächtig wäre“, fuhr mein Sohn fort, „dann könnte er doch zum Beispiel dafür sorgen, dass die Menschen in der Sahelzone nicht zu hungern brauchen, dass niemand gefoltert wird, dass keine Flugzeuge abstürzen und so etwas.“ „Vielleicht will Gott das gar nicht“, entgegnete ich. „Aber“, fuhr mein Sohn fort, und ich merkte, wie sehr er über meine ausweichende Antwort empört war, „du sagst doch immer, dass Gott jeden Menschen liebt, und dann soll es ihm egal sein, wenn Menschen hungern oder verunglücken oder gefoltert werden?“ „Hör mal, mein Junge“, versuchte ich ihn zu beruhigen, „du stellst mir da die schwierigste Frage, die man an Gott überhaupt stellen kann. Ich weiß auch nicht, warum Gott das alles zulässt und warum er für die Menschen nicht gleich ein Paradies geschaffen hat ohne Katastrophen, ohne Leid und Not. Ich kann es nur vermuten.“ „Aber dann liebt er die Menschen nicht richtig.“ „So kann man das nicht sagen. Denn schau mal, wenn Eltern ihre Kinder lieben, heißt das ja nicht, dass sie ihnen alle Mühe abnehmen und sie nach Strich und Faden verwöhnen. Eltern, die ihre Kinder lieben, wollen, dass ihre Kinder lernen, selbständig zu werden und nicht immer von den Eltern abhängig zu bleiben.“ „Dann lässt Gott uns also diesen ganzen Schlamassel, nur damit wir Menschen lernen, groß zu werden?“ Skeptisch schaute mein Sohn mich an. „Ja“, erwiderte ich in aller Ruhe, „so kann man das vielleicht sagen.“ „Aber wenn man bei einem Unglück umkommt, wie soll man da lernen, selbständig zu werden?“ Da schnappte sie zu, die Mausefalle meiner Argumentation. Und mit der Vertröstung auf das schöne Leben im Jenseits wollte ich meinem Sohn nun auch nicht kommen. Daher versuchte ich, mich argumentativ wieder zu befreien: „Vielleicht ist Gott ja auch gar nicht allmächtig oder will es bewusst nicht sein.“ „Warum das denn?“ „Ja, weil er mit uns Menschen in eine Beziehung treten möchte, die nicht erzwungen oder durch Verwöhnung er-

kauft ist, sondern frei. Vielleicht möchte Gott, dass die Menschen sich aus ganz freien Stücken für ihn entscheiden und mit ihm in Kontakt treten und nicht deswegen, weil sie sich davon einen Vorteil oder ähnliches versprechen.“ „Hm.“ Dieser Gedanke schmeckte meinem Sohn nicht. Freiwillig auf Macht und Einfluss verzichten? „Woher nimmst du das denn?“ „Aus der Bibel“, entgegnete ich, „in der Bibel stehen nämlich viele Erzählungen, die davon berichten, dass Gott sich um sein Volk bemüht wie zum Beispiel ein Mädchen um einen Jungen, den sie gern hat. Und wirklich lieben kann man sicher auch nur, wenn man sich ganz frei füreinander entscheidet.“ Mein Sohn nickte zustimmend und ermutigte mich dadurch fortzufahren: „Vielleicht verzichtet Gott deshalb auch auf seine Allmacht, damit wir ihn und er uns richtig lieben können. Und das bedeutet auch, dass er nicht eingreift, wenn die Menschen Dinge tun, die ihm nicht gefallen.“ „Tja, aber wenn’s ganz schlimm wird, dann könnte er doch eingreifen. Was nützt die Liebe, wenn man dabei umkommt?“ Das penetrante Nachfragen meines Sohnes brachte mich nun immer stärker ins Nachdenken. Ein menschenfreundlicher Gott, der aus Liebe zum Menschen darauf verzichtet, ihn aus Lebensgefahr zu retten? Ich schwieg eine Weile, weil ich merkte, dass ich mich wohl oder übel vom lieb gewordenen Gedanken der Allmacht Gottes verabschieden musste, und sagte schließlich: „Vielleicht ist Gott aber auch gar nicht allmächtig, sondern nur so mächtig, wie wir Menschen ihn machen. Das heißt, es ist unsere Aufgabe, dafür zu sorgen, dass andere Menschen nicht unnötig hungern, verfolgt und getötet werden. Gott handelt nicht für uns, er gibt uns nur den Mut und die Kraft, uns für Gerechtigkeit und Frieden und andere Dinge einzusetzen, wenn wir an ihn glauben. Und wenn wir das nicht tun, dann leidet er vielleicht mit all den Menschen, denen Unrecht widerfährt. Und wir verlieren dabei ganz den Kontakt zu ihm.“ „Weißt du, Papa“, beendete mein Sohn das Gespräch und klopfte mir kameradschaftlich auf die Schulter, „am besten, du überlegst dir die Sache noch mal.“ So ganz überzeugt hatte meine Antwort ihn also wohl nicht. Aber offensichtlich gab er sich damit zufrieden, dass wir das Problem überhaupt gemeinsam erörtert hatten.

Curt Seligmann

Wo ist Inas Opa jetzt?

„Papa“, erzählte mein Sohn, als er aus der Schule kam, „der Opa von Ina ist gestorben, und Ina hat gesagt: Der Opa ist jetzt im Himmel. So ein Quatsch. Wenn einer stirbt, wird er doch beerdigt und liegt dann auf dem Friedhof und nicht im Himmel.“

„Das stimmt schon, aber vielleicht hat Ina ja auch recht?“

„Im Himmel, im Himmel, wenn ich das schon höre.“

Mein Sohn wollte sich nicht auf diese Vorstellung einlassen.

„Meinst du, die Toten schweben alle irgendwo am Himmel herum? So ein Unsinn!“

„Nein, natürlich nicht“, entgegnete ich, „aber hör doch erst mal zu, wie das zu verstehen ist, wenn man sagt, dass ein Mensch nach seinem Tod in den Himmel kommt. Natürlich nicht wörtlich und auch nicht örtlich. Himmel meint nicht das Weltall. Wenn man sagt, dass ein Mensch im Himmel ist, meint man, dass er bei Gott ist.“

„Und woher weiß man das?“

„Von Jesus. Vielleicht erinnerst du dich noch, dass ich dir vor Ostern erklärt habe, warum wir Ostern feiern und dass wir Christen glauben, dass Gott uns, wenn wir sterben, ein neues Leben schenkt, das unvergänglich ist, und dass wir dann immer glücklich sein werden. Und dazu sagen wir: im Himmel, bei Gott sein.“

„Ach ja“, mein Sohn erinnerte sich dumpf, „aber stimmt das denn?“

„Beweisen kann man das natürlich nicht. Wir können uns noch nicht einmal vorstellen, wie das Leben nach dem Tode aussieht, an das wir als Christen glauben. Es ist ja noch niemand, der tot war, wieder auf die Erde zurückgekommen.“

„Aber, wenn der Opa von Ina jetzt im Himmel wirklich lebt, dann könnte er ja auch ein Lebenszeichen geben, wenn er wollte.“

Jetzt fühlte ich mich ein wenig in der Klemme.

„Ach, dem geht's wahrscheinlich so gut, da denkt er gar nicht mehr daran.“

Ich merkte jedoch gleich die seelische Grau-

samkeit meiner Antwort und verbesserte mich deshalb:

„Wir wissen eben beim besten Willen nicht, was genau passiert, wenn jemand stirbt. Wir wissen nur, dass der Tod das Ende unseres irdischen Lebens ist, und hoffen, dass Gott uns ein anderes, ewiges Leben schenkt.“

„Ich hab aber mal gehört, dass es Menschen gibt, die mit Toten reden können. Über Radio sogar, glaub' ich.“

„Ja, es gibt Leute, die behaupten das. Aber das halte ich für Einbildung.“

„Aber Himmel und ewiges Leben?“

Markus wollte damit andeuten, dass das auch eine Einbildung sein könnte. „Was ist eigentlich ,ewig‘?“

„Tja“, antwortete ich, „das kann ich mir genauso schwer vorstellen wie das neue Leben nach dem Tode. Denn es meint nicht etwa unendliche Dauer, sondern etwas, das an keine Zeitvorstellungen gebunden ist, für uns Menschen also völlig unvorstellbar.“

„Wenn man sich das nicht vorstellen kann, dann kann es das alles auch nicht geben“, konterte mein Sohn.

„Doch, doch“, sagte ich. „Das Weltall ist zum Beispiel unvorstellbar groß, und wir wissen doch, dass es so ist.“

„Aha“.

Markus gab auf. Doch um dem Gespräch ein etwas konkreteres Endergebnis zu geben, knüpfte ich nochmals an den Anfang an und sagte:

„Wenn Ina oder ihre Eltern sagen, dass der Opa jetzt im Himmel ist, dann bedeutet das auch, dass sie glauben, dass es dem Opa jetzt gut geht und dass Gott ihn glücklich machen wird. Und wenn Ina zu ihrem Opa ein gutes Verhältnis hatte, dann kann dieser Gedanke sie bei ihrer Trauer um den Tod des Opas auch ein wenig trösten.“

Curt Seligmann

Warum geht Gabi sonntags immer in eine andere Kirche?

„Warum gehen Gabi und ihre Eltern sonntags immer in eine andere Kirche?“

Bei der Frage, ob sie auch zum Erntedank-Gottesdienst kommen werde, hatte unser Sohn sich bei seiner besten Freundin eine überraschende Absage eingehandelt und war so auf ein kompliziertes Problem gestoßen. Wie üblich versuchte ich mich durch eine simple Antwort aus der Affäre zu ziehen:

„Weil Gabi und ihre Eltern evangelisch sind und wir katholisch.“

Doch unser Sohn ließ sich nicht abwimmeln:

„Und die glauben nicht an Jesus?“

„Doch, evangelische Christen glauben auch an Jesus, aber sie bilden eine andere kirchliche Gemeinschaft. Es gibt eben verschiedene christliche Kirchen.“

Unser Sohn dachte kurz nach. Ergebnis:

„Dann ist das etwa so wie bei Sportvereinen? Es gibt verschiedene, aber man geht immer zu dem, wo man Mitglied ist und am meisten Spaß hat.“

„Im Prinzip ja.“

Zu meiner großen Verblüffung hatte er spontan eine ganz einfache Antwort gefunden. Doch da in meinem Hinterkopf Informationen über Glaubensunterschiede, Lebensstile und geschichtliche Entwicklungen erwachten, fühlte ich mich gedrängt, etwas weiter auszuholen:

„Im Prinzip ja, aber etwas anderes ist es doch. Vor tausend Jahren gab es nur eine christliche Kirche, und dann hat sich die Ostkirche von der römisch-katholischen Kirche getrennt, und vor fünfhundert Jahren haben sich die evangelischen Kirchen gebildet.“

„Und warum?“

„Das hat ganz viele Gründe. Man hatte unterschiedliche Vorstellungen vom Glauben und davon, wie man als Christ leben soll, und sagte dann: Nur unsere Art zu glauben ist die wahre. Oder man merkte, wie sehr sich die Kirche von dem, was Jesus wollte, entfernt hatte, und wollte sie erneuern, reformieren, wie Martin Luther es etwa fünfhundert Jahren versucht hat.“

„Wer war denn das?“

„Ein Mönch, der damals die Fehler der römischen Kirche angeprangert hat.“

„Welche Fehler denn?“

„Nun, die Päpste und Bischöfe hatten damals einen ziemlich großen Einfluss auf die Menschen und auch auf die Staaten und die Herrscher. Und den wollten sie natürlich nicht verlieren. Deshalb kümmerten sie sich eigentlich mehr um ihre Macht als um die Menschen.“

„Ist das heute auch noch so?“

„Nein, im Gegenteil. Heute sind es mehr die Reichen, die Industrie, die Wirtschaft und der Staat, die die Macht haben, und die Kirche will den Menschen helfen, sich von ihnen nicht völlig beherrschen zu lassen.“

Dieser Aspekt schien meinem Sohn neu, und er schwenkte wiederum:

„Wenn das so ist, dann können alle, die an Jesus glauben, ja wieder eins werden.“

„Das finde ich eigentlich auch. Aber wenn man sich im Laufe der Jahrhunderte erst mal unterschiedlich entwickelt hat, dann ist es schwer, wieder zueinander zu finden. Und außerdem: Die evangelische oder katholische Art zu glauben ist einem so vertraut, dass einem die jeweilige Kirche auch eine Heimat ist.“

Mein Sohn schaute mich verständnislos an.

Deshalb fuhr ich fort:

„Schau mal, wenn wir uns in einem Haus wohlfühlen, dann ist das doch unsere Heimat. Falls es nun anderen, mit denen wir uns gut verstehen, genauso geht, dann brauchen wir uns doch kein neues, größeres Haus zu bauen, um mit diesen anderen zusammen zu wohnen, und unsere alte Heimat aufzugeben, nur weil wir uns gut verstehen. So ist es auch mit der Kirche. Ich finde, wir brauchen keine Einheitskirche, nur weil evangelische und katholische Christen heute wieder ähnliche Anliegen haben und beide in ähnlicher Weise an Gott glauben und mit der Bibel umgehen. Ich denke, jeder kann in seinem Haus wohnen bleiben und trotzdem sich mit dem anderen gut verstehen.“

„Aber wenn es nur eine Kirche gäbe, könnten Gabi und ich sonntags gemeinsam in die Messe gehen.“ Mein Sohn kam wieder auf seine erste Frage zurück.

„Stimmt. Aber du kannst auch so mal mit Gabi in die evangelische Kirche gehen oder sie einladen, sonntags mit uns zu kommen. Auf diese Weise werdet ihr beide mit der anderen Konfession etwas vertrauter und wir alle könnten vielleicht etwas voneinander lernen. Wenn viele in ganz unterschiedlicher Weise Christ sind, wird der Glaube sehr viel vielfältiger, als wenn es nur eine Art gibt, Christ zu sein. Wir dürfen nur nicht so tun, als hielte Gott nur unsere katholische Art zu glauben für richtig, und die anderen dürfen das von sich auch nicht behaupten. Dann können wir durchaus gemeinsam Christ sein und evangelisch oder katholisch bleiben.“

Curt Seligmann

Stimmt das mit der Krippe?

Freust du dich aufs Christkind?“

fragte eine Nachbarin zwei Wochen vor Weihnachten meinen Sohn und erwartete ein spontanes Ja. Er aber antwortete der verdutzten Frau:

„Ein Christkind gibt's doch gar nicht. Bei uns ist der Papa das Christkind.“

Ich hatte dieses kurze Gespräch per Zufall mitgehört und war daher nicht sonderlich erstaunt, dass mein Sohn mich am Abend vor dem Schlafengehen fragte:

„Warum wollen die Erwachsenen eigentlich, dass Kinder ans Christkind glauben?“

„Nun, weil sie meinen, dass Weihnachten schöner ist, wenn die Kinder nicht wissen, woher die Geschenke unter dem Christbaum kommen. Das wirkt dann geheimnisvoller.“

„Das stimmt doch nicht, oder?“

„Die Frage kannst du eigentlich am besten selbst beantworten. Vielleicht ist es tatsächlich spannender für Kinder, wenn sie an ein Christkind glauben.“

Mein Sohn wiegte etwas mit dem Kopf und sagte dann:

„Aber das ist doch Betrug.“

„Im Grunde schon“, antwortete ich ihm. „aber es ist nicht so gemeint. Wenn Frau Hellmann vom Christkind spricht, dann tut sie das, weil sie sich dabei an ihre eigene Kindheit erinnert und weil sie meint, dass es für Kinder in deinem Alter zu Weihnachten gehört, an das Christkind zu glauben.“

„Gab es denn früher ein Christkind?“

Mein Sohn konnte sich offensichtlich nicht mit dem Gedanken anfreunden, dass es erlaubt sei, Kindern in einer so wichtigen Angelegenheit etwas vorzublunkern.

„Ein Christkind, das Kindern in der Weihnachtszeit Geschenke bringt, hat's natürlich nie gegeben. Aber an Weihnachten erinnern wir uns an die Geburt Jesu. Und die Geburt Jesu ist für alle Menschen und für alle Zeiten ein großes Geschenk.“

„Warum denn das?“

„Weil wir durch Jesus erfahren haben, dass Gott uns liebt und helfen will, miteinander glücklich zu werden.“

„Ist das denn was Besonderes?“

„Ich denke schon. Bevor Jesus gelebt hat, haben viele Menschen geglaubt, dass Gott sie nur liebt und ihnen hilft, wenn sie sich so verhalten, wie es Gott gefällt.“

„Und Jesus?“

„Jesus hat gesagt, dass Gott alle Menschen liebt, auch wenn wir uns nicht so verhalten, wie es Gott gefällt, und dass er deswegen möchte, dass wir uns untereinander auch gern haben und mögen.“

„Hm.“

Meinem Sohn schien diese Antwort nicht so ganz einzuleuchten. Deshalb machte ich einen zweiten, konkreten Anlauf:

„Schau mal, ich habe dich ja nicht deswegen gerne, weil du immer artig und lieb bist, sondern deswegen, weil du mein Sohn bist. Und weil deine Brüder auch meine Söhne sind und ich sie deswegen ebenso lieb habe wie dich, möchte ich natürlich auch, dass ihr gut miteinander auskommt. So ist es auch mit Gott. Er liebt uns, weil wir seine Kinder sind. Und das hat uns Jesu Geburt und Leben und Tod und Auferstehung gezeigt.“

„Und was hat das mit den Weihnachtsgeschenken durchs Christkind zu tun?“

Trotz - oder gerade wegen - seines zarten Alters hatte mein Sohn seine Anfangsfrage nicht vergessen.

„Nun, wenn wir uns zu Weihnachten beschenken, dann tun wir das, weil wir uns an das Geschenk erinnern, das Gott uns mit der Geburt Jesu gemacht hat. Und: Durch die Geschenke wollen die Eltern ihren Kindern zeigen, dass sie sie gern haben, so wie Jesus gezeigt hat, dass Gott die Menschen liebt.“

Mein Sohn gab sich zufrieden, nahm aber einige Tage später den Gesprächsfaden wieder auf:

„Wenn das mit dem Christkind an Weihnachten nicht so ganz stimmt, stimmt das mit der Krippe denn auch nicht so richtig?“

Überrascht fragte ich nach:

„Was meinst du damit?“

„Die Sache mit den Engeln und den Hirten und dem Stall und den Heiligen drei Königen und dem Stern.“

„Tja, was damals wirklich passiert ist, das wissen wir nicht.“

„Also wieder Betrug?“

„Wieso?“

„Ja, genauso wie mit dem Christkind und den Geschenken.“

„Nein. Ich hatte dir doch gesagt, dass man das nicht so wörtlich verstehen darf, sondern anders. Und so ist das mit den Erzählungen von der Geburt Jesu in der Bibel auch.“

„Also doch?“

Ich spürte, dass mein Sohn es darauf anlegte, mich aus der Reserve zu locken. Nein“, antwortete ich ebenso beharrlich, „die Evangelisten haben doch gar nicht beschreiben wollen, was bei der Geburt Jesu passiert ist. Sie wollten mit ihren Erzählungen etwas ganz anderes erreichen: Sie wollten zeigen, dass die Geburt Jesu für uns Menschen ein ganz besonderes Ereignis ist, etwas sehr Wichtiges, das auch für uns heute noch etwas zu sagen hat, das uns persönlich, dich und mich, auch heute noch angeht.“

„Dann braucht sie ja nicht was Falsches schreiben!“

Ungläubig schaute er mich an - ich hatte wohl seinen Verständnishorizont überschritten. So versuchte ich es wieder mit einer Parallele: „Wenn im Märchen der Wolf die sechs Geißlein verschlingt und sie hinterher alle wieder lebendig aus seinem Bauch kommen, dann weißt du doch, dass das so nicht gewesen sein kann. Das Märchen will uns ja auch etwas ganz anderes sagen: Zum Beispiel, dass man sich in acht nehmen soll vor bösen Dingen oder Menschen. So ähnlich ist es auch mit einigen Erzählungen, die in der Bibel stehen. Es geht nicht um das, was geschieht, sondern um das, was sie sagen wollen.“

„Und was ist dann mit dem Stall?“

„Damit wollte Lukas vielleicht sagen, dass Jesus auch die Not der Menschen kennen gelernt hat, die nirgendwo unterkommen und die

keine Heimat haben.“

„Und die Hirten?“

„Damit wollte er vielleicht deutlich machen, dass Jesus die Liebe Gottes als erstes den Menschen zeigen wollte, die abgelehnt und verachtet werden.“

„Und die Sache mit den Königen?“

„Damit wollte Matthäus vielleicht zeigen, dass die Geburt Jesu nicht nur für sein eigenes Volk, sondern für alle Völker der Erde bedeutsam ist.“

Irgendwie schien ihm meine Antwort nicht zu passen, und ich hatte das Gefühl, dass ihn das Unglaubliche, Mirakulöse lieber gewesen wäre als meine nüchternen Antwortversuche. Deswegen fügte ich, mehr mir als Trost, hinzu:

„Du bist vielleicht noch etwas zu jung, um zu verstehen, was die Geschichten in der Bibel uns alles sagen können und wollen. Aber wenn ich dir nicht jetzt schon erkläre, dass man sie nicht wörtlich nehmen darf, wirst du dich später einmal betrogen fühlen. Was wirklich passiert ist bei der Geburt Jesu, wissen wir halt beim besten Willen nicht. Das hat schließlich keiner geschrieben oder gar gefilmt. Und das hat die Menschen damals offenbar gar nicht interessiert, zu erforschen, was sich bei der Geburt Jesu tatsächlich ereignet hat. Und wenn es sie damals schon nicht interessierte, dann brauchen wir heute darauf auch keinen entscheidenden Wert zu legen.“

Curt Seligmann

Mensch - Werdung

Fast verirrt
auf dem Weg nach Bethlehem
im Labyrinth des Alltags
den Durchblick verloren

Gerade noch
die Kurve gekriegt
im Dschungel
alltäglicher Mühen
das Kind entdeckt
in der Krippe
in mir die Lust

auf Leben
auf's neue
entflammt

Ein Kind ist uns geboren

ich bin mir
neu geschenkt

Marianne Willemsen

Was feiern wir eigentlich Ostern?

Wisst ihr eigentlich, was wir Ostern feiern?“ fragte ich beim Eiermalen meine drei Kinder - eher beiläufig, ohne daran zu denken, dass die Frage wie ein Bumerang auf mich zurückkommen könnte.

„Na klar!“ kam es wie aus der Pistole geschossen zurück „Dass Jesus auferstanden ist.“

„Und was heißt das?“

Ich wollte wissen, ob sie schon über die katechismusartige Kurzantwort hinaus intensiver über „Auferstehung“ nachgedacht und welche Vorstellungen sie davon hatten. Anstelle einer „vernünftigen“ Antwort begann der Älteste (13) zu blödeln:

„Das war wahrscheinlich wie im Film ‚Nr. 5 lebt!‘ (Nr. 5, ein Roboter, hatte menschliche Gefühle und Empfindungen bekommen.) Man hat einen anderen für Jesus gehalten und den dann getötet und aus dem Grab entfernt.“

„Ach, Quatsch!“ entgegnete ich ärgerlich. „Auf den Trick zu sagen, dass Jesu Leichnam von seinen Freunden weggenommen und woanders versteckt wurde, sind die Pharisäer und Schriftgelehrten damals schon gekommen.“

„Vielleicht hat Jesus auch gar nicht gelebt, und man hat die ganzen Geschichten von ihm nur erfunden, auch das mit der Auferstehung.“

„Wieso das denn?“

„Ja“, beharrte mein Sohn, „dann beweis mir doch mal, dass er überhaupt gelebt hat.“

An dieser Aufforderung merkte ich mal wieder, dass er langsam in das Alter kommt, in dem nur noch handfeste Beweise zählen.

Da wir von meiner Anfangsfrage inzwischen weit entfernt waren, versuchte meine Frau, wieder auf sie zurückzukommen:

„Nach seinem Tod hat Gott Jesus in den Himmel aufgenommen. Das heißt Auferstehung“.

Als „bibelfester“ Vater war mir die Antwort meiner Frau aber zu allgemein und nicht genau genug:

„In der Bibel steht aber etwas anderes. Da sagt der Engel am leeren Grab: ‚Jesus ist von den Toten auferstanden. Er geht euch voraus nach Galiläa!‘ Da steht nicht: Er ging in den Himmel.“

„Galiläa, wo ist das denn?“

Mit dieser Frage schaltete sich nun Markus, unser neunjähriger Sohn, in die Diskussion ein.

„Ja“, sagte ich auf Verdacht, „so dreißig bis vierzig Kilometer von Jerusalem entfernt.“

„Oh“, sagte er, „ganz schön weit.“

Um nicht wieder vom Thema abzukommen, sparte ich mir eine Erklärung und lenkte um:

„Also, was Auferstehung bedeutet, wissen wir eigentlich gar nicht so ganz genau. Was da genau passiert ist, übersteigt einfach unser Vorstellungsvermögen. Wir wissen nur, dass am Ostertag, als die Frauen den Leichnam Jesu noch mal einbalsamieren wollten, das Grab, in das Jesus hineingelegt worden war, leer war und dass die Jünger und Freunde Jesu danach die Erfahrung gemacht haben, dass Jesus lebt, dass er unter ihnen ist, dass er ihnen Mut gab, sein Lebenswerk und seine Botschaft fortzusetzen.“

„Und wann ist er dann wieder gestorben?“

Mit dieser Frage klinkte sich nun auch unser Jüngster mit der ganzen Logik seiner sieben Jahre ein und machte mir bewusst, wie schwer und missverständlich es ist, von Ostern zu reden, obwohl das Osterereignis das Kernstück unseres Glaubens ist.

„Wie meinst du das?“ fragte ich nach.

„Ja, wenn der nicht mehr gestorben ist, dann würde er ja heute noch leben.“

„Hm, er lebt auch heute noch, aber natürlich nicht mehr so wie wir - mit einem Leib, der sterben muss. Wenn die Bibel davon spricht, dass Jesus auferstanden ist, dann meint sie, dass Gott Jesus ein anderes, neues Leben geschenkt hat, ein Leben, das nicht mehr von Tod, Schmerz und Krankheit bedroht ist.“

„Und wie sieht das konkret aus? Kann Jesus denn wie ein unsichtbarer Geist überall dabei sein?“

Markus witterte Magisches.

„Wie das konkret ist, weiß ich auch nicht. Ich kann auch nur mit den Aposteln daran glauben, dass Jesus lebt und dass Gott durch die Auferweckung Jesu von den Toten deutlich gemacht hat, dass alles, was Jesus gesagt und wie er gelebt hat, richtig war.“

„Und was geht uns das an, ob Jesus auferstanden ist oder nicht?“

meldete sich in gewohnter Skepsis wieder mein Ältester.

„Tja, wenn Gott nur Jesus neues Leben geschenkt hätte, könnte uns das wirklich egal sein. Aber das ist ja gerade die Bedeutung von Ostern: An Ostern feiern wir nicht nur die Auferstehung Jesu, sondern auch unsere eigene Auferstehung.“

„Hm?“

Überrascht fragend schauten mich aller Augen an.

„Ja“, fuhr ich fort, „daran glauben wir als Christen. Mit der Auferstehung Jesu wollte

Gott uns zeigen, dass er uns allen neues, unzerstörbares Leben schenken möchte, ein Leben, das den Tod überwindet. Was mit Jesus geschehen ist, soll auch mit uns geschehen, und aus dieser Hoffnung heraus können wir auch jetzt schon besser leben.“

„Besser leben, was heißt das denn?“

„Das heißt zum Beispiel, dass wir etwas von dem neuen Leben, das Gott uns schenken will, schon vorwegnehmen können, indem wir uns gern haben, füreinander da sind, einander leben helfen und so leben, wie Jesus seinerzeit gelebt hat. Weil wir durch unseren Glauben an die

Auferstehung Jesu wissen, dass unser Leben nach dem Tode in guten Händen ist - nämlich in Gottes Händen - können wir uns ganz auf das Gelingen unseres Lebens vor dem Tode konzentrieren.“

Meinen Kindern schien zu dämmern, dass Ostern nicht etwas Merkwürdiges über Jesus aussagen wollte, sondern etwas Wichtiges über unser aller Leben. Zukünftige Fragen werden erweisen, ob mein Eindruck stimmte.

Curt Seligmann

DREITAGEGEDICHT

KREUZIGUNG

Ich habe mich an Dich geheftet
Und Du hast mich abgenommen

GRABLEGUNG

Ich hatte mich schon zu Grabe getragen
Und salbungsvoll steinern verschlossen

AUFERWECKUNG

Da wälztest Du kraftlos, mein Engel,
mich um und sagtest erschreckt:
„Was suchst Du, Lebendiger,
bei den Toten?“

Conrad M. Siegers

Erziehung ist (k)ein Kinderspiel

Erziehen ist leicht und schwer zugleich. Leicht, weil Kinder ihren Eltern alles nachmachen. Schwer, weil Kinder ihren Eltern alles (!) nachmachen - selbst das, was diese an sich selbst nicht mögen.

„Mein Kind soll es einmal besser haben, als ich es gehabt habe“, sagen sich viele Eltern. So gerne Väter und Mutter perfekt sein wollen, so unmöglich ist das. Und das ist gut so. Es macht nämlich deutlich, dass Erziehung nicht etwas ist, das nur von den Eltern gemacht wird, sondern etwas, das im alltäglichen Miteinander in der Familie einfach geschieht - und zwar gegenseitig: Kinder beeinflussen, bestimmen und erziehen ihre Eltern ebenso wie ihre Eltern sie. Erziehung ist ein Weg, den alle Familienmitglieder gemeinsam gehen.

Nun gibt es für die Fortbewegung auf dem gemeinsamen Weg einige Verkehrsregeln, die man beachten sollte:

1. Das elterliche Ja zum Kind ist nicht selbstverständlich, aber für Sohn und Tochter ist es lebenswichtig. Es kann im Laufe der Jahre reifen und sich in jeder Entwicklungsphase neu bewähren. In ähnlicher Weise reift auch das Ja der Kinder zu ihren Eltern.
2. Jeder Mensch braucht Zuwendung, Kinder besonders. Zuwendung bedeutet nicht, dem Kind alles Schwere abzunehmen, sondern wohlwollend jeden Versuch zu begleiten, seine Welt für sich zu erobern. Das stärkt das Vertrauen in die eigenen Kräfte und in die eigenen Eltern.
3. Leben ist Begegnung. Und Begegnung lebt vom Teilen, vom Mitteilen. Kinder leben und entfalten sich in dem Maße, in dem sie teilhaben dürfen an der Welt der Erwachsenen. Das heißt, dass die Wünsche, Bedürfnisse und Ideen der Kinder ebenso ernst zu nehmen sind wie die eigenen.

Conrad M. Siegers

Alles hat seine Zeit:
Regen, Sturm und Sonnenstrahlen
Meeresrauschen und Möwengeschrei;
Kinderlachen, Kindertränen;
lange Nächte und kurze Tage

Alles hat seine Zeit
und jeder Augenblick
birgt die Tiefe der Ewigkeit,
jede Erkenntnis eine Ahnung,
neu geschaffen in jeder Sekunde
die schwanger geht mit dem
Traum der Vollendung,
jetzt und allezeit ..

und in Ewigkeit?

Marianne Willemsen

Religiöse Erziehung: Eltern lernen wieder staunen

Bei der Taufe spricht der Priester die Eltern an: „Liebe Eltern, Sie haben für Ihr Kind die Taufe erbeten. Damit erklären Sie sich bereit, es im Glauben zu erziehen. Es soll Gott und den Nächsten lieben lernen, wie Christus es uns vorgelebt hat.“ Doch was heißt das konkret? Im Glauben erziehen - das ist nicht etwas, was zur Erziehung eines Kindes hinzukommt. Religiöse Erziehung geschieht zunächst einmal im alltäglichen Erleben der Liebe der Eltern. Und sie geschieht, wenn Kinder Glauben und Hoffen ihrer Eltern miterleben und mit vollziehen. Ganz natürlich also.

Dies fällt jedoch schwer, wenn Vater und Mutter es nicht gewohnt sind, ihren Lebensalltag mit Gott in Verbindung zu bringen und wenn sie den Bezug zu einer christlichen Gemeinde verloren haben. Sie haben vielleicht Probleme damit, von Gott zu erzählen und im Gebet mit ihm zu sprechen.

Nun lässt sich jeder Weg, auf dem man stehen geblieben ist, auch weitergehen. Eltern, denen die Kirche fern steht, können die Taufe ihres Kindes zum Anlass nehmen, sich gemeinsam mit ihrem Kind wieder mit der christlichen Botschaft vertraut zu machen. Im Staunen vor den vielen kleinen und großen Wundern der Welt, auf die man durch die neugierigen Fragen der Kinder neu aufmerksam wird, im tastenden Beten mit ihren Kindern, im Nacherzählen biblischer Geschichten und vor allem im zärtlichen Umgang miteinander können Eltern und Kinder auf ihrem Lebensweg näher zu Gott, zum Glauben und zur Kirche kommen. Sie können erfahren, dass der Glaube an Gott unser Leben reicher macht und dass Gott uns nahe ist - in Ängsten, Gefahren und leidvollen Situationen ebenso wie in Glück und Freude.

Sein Kind religiös zu erziehen, das ist weniger schwierig, als Eltern glauben mögen. Denn religiöse Erziehung entspricht im Grunde den allgemeinen Erziehungszielen, die einen Menschen zur vollen Entfaltung kommen lassen wollen. Das Besondere an der christlichen Erziehung ist allerdings, dass Mütter und Väter ihr Zusammenleben mit dem Kind mit Gott in Verbindung bringen und sich bewusst am Vorbild Jesu Christi orientieren. Wenn man dies

auf die konkrete Erziehung eines Kindes anwendet, heißt das:

1. Jedes Kind braucht zu seiner Entfaltung die Gewissheit, bejaht zu sein. Dieses Angenommensein können Eltern ihrem Kind im Miteinander vermitteln. Die Sicherheit, dass Gott sie und ihr Kind mit allen Fehlern und Schwächen bejaht, kann auch Müttern und Vätern helfen, ihre Kinder so anzunehmen, wie sie sind. Wo sie das bei aller eigenen Begrenztheit versuchen, fördern sie in ihrem Kind die Lebensbejahung und das Vertrauen zu Gott.

2. Jedes Kind braucht die Zuwendung seiner Eltern. Gott hat sich dem Menschen zugewandt. Mit ihrer Liebe stärken Eltern bei ihrem Kind das Vertrauen ins Leben - und in Gott. Jeder noch so bruchstückhafte Akt der Zuwendung legt im Kind die Grundlage dafür, dass es später an Gott glauben kann.

3. Kinder leben vom Miterleben und Mitmachen und vom Kontakt mit ihrer Umwelt. Gott will den Menschen an seiner Lebensfülle teilhaben lassen. Überall dort, wo Eltern mit ihren Kindern das Leben teilen, schaffen sie die beste Voraussetzung für die Beziehungsfähigkeit ihrer Kinder zu anderen - und zu Gott!

Eltern, die mit ihren Fragen nicht allein bleiben wollen, sollten in ihrer Gemeinde das Gespräch mit anderen suchen. Vielleicht können sie mit anderen Müttern und Vätern einen Eltern- oder Familienkreis bilden. Unterstützt werden sie dabei vom Seelsorgeteam ihrer Gemeinde.

Briefkurs über den Glauben

Eltern, die mehr über den Glauben wissen wollen, können sich wenden an die Katholische Glaubensinformation, Justinusplatz 2, 65929 Frankfurt am Main, Telefon 069/33 00 97-0. Diese Einrichtung bietet unter anderem einen „Briefkurs über den katholischen Glauben“ an. Einzelbesteller erhalten den 24-teiligen Brief kostenlos im Laufe eines halben Jahres. Er ist auch als CD-Rom erhältlich.

Aus: Elternbrief Taufe

Dem Kind ein religiöses Zuhause geben

„Gott ist auch zwischen den Kochtöpfen“, hat die heilige Teresa von Avila gesagt, die sich zwar ansonsten nicht allzu viel mit Kochtöpfen, dafür aber um so mehr mit Gott beschäftigt hat. Und wenn sie Mutter gewesen wäre, hätte sie vielleicht auch noch gesagt: Gott ist auf dem Wickeltisch, in der Badewanne, an der Brust und auf dem Arm. Gott ist da.

Wie aber kann einem Baby diese Erfahrung vermittelt werden?

Und wie können Eltern Glauben weitergeben, wenn sie selbst in diesem Bereich mehr Fragen haben als Antworten?

Das Kind lernt den Glauben wie alles andere auch: hauptsächlich durch Nachahmung. Um jeden Preis wollen auch schon kleine Kinder dasselbe tun wie ihre Eltern: mit dem Löffel hantieren, den Einkaufswagen füllen, das Auto reparieren. Es macht jedem Dreikäsehoch Spaß, immer wieder das auszuprobieren, was er seiner Umgebung abschaut. So übt der kleine Mensch mit großem Ernst Dinge, die er erst viel später begreifen wird. Ohne diese ersten Versuche könnte er seine späteren Fähigkeiten nicht erwerben.

Erziehen heißt also in erster Linie Vormachen und - so schwer es auch manchmal fällt - Mitmachen lassen. Alles, wovon das Kind spürt, dass es für seine Eltern wichtig ist, alles, was es sie immer wieder tun sieht, wird es mit der Zeit auf seine Weise an- und übernehmen - auch den Glauben. Es erlebt vielleicht, wie die Eltern ihm abends vor dem Einschlafen ein

Kreuz auf die Stirn zeichnen oder mit ihm am Gottesdienst teilnehmen. Es hört sie beten und sieht das Kreuz an der Wand.

Vielen Eltern sind diese Formen des religiösen Lebens aber fremd geworden. Sie haben Fragen und Schwierigkeiten, was den Glauben und die Kirche angeht. Wichtig für die religiöse Erziehung ist, dass Mutter und Vater sich klar darüber sind oder werden, was ihnen trotz aller Unsicherheiten, Zweifel und Kritik wichtig an Glaube und christlichen Werten ist - so wichtig, dass sie ihr Kind in dem Bewusstsein aufwachsen lassen möchten, Kind Gottes zu sein.

Was das genau bedeutet, lernt das Kleine vor allem in den unzähligen Situationen des Alltags, in denen es positiv erfährt, Kind seiner Eltern zu sein: Wenn diese es immer wieder spüren lassen, dass sie es so, wie es ist, annehmen und lieben, dass sie für es da sind und für es sorgen, dann legen sie damit den Grundstein für sein Vertrauen in sich selbst, in seine Mitmenschen - und in Gott.

Religiöse Erziehung heißt also, der Welt gerade auch in den alltäglichen Handlungen eine Deutung zu geben und dem Kind Vertrauen in eine letzte Geborgenheit - die Geborgenheit in Gott - zu ermöglichen.

So kann die Welt für das Kind zu einem Zuhause werden.

Aus: Elternbrief 3

Meine kleine Welt steht kopf

Seit Deiner Geburt,
mein Kind,
habe ich keine Nacht mehr durchgeschlafen.
Hektik bestimmt meinen Tagesablauf.
Ich muss gleich noch einkaufen gehen,
meine Mutter anrufen, die Blumen gießen,
an die Müllabfuhr denken, Danksagungsbriefe schreiben,
und da schreist Du schon wieder aus Leibeskräften.

Ich komme nicht mehr zur Ruhe,
fühle mich ausgepowert, gereizt und nervös.
Was willst Du jetzt wieder von mir, mein Kind?

Ich gehe an Dein Bett
und nehme Dich auf meine Arme.
Sofort hörst Du auf zu weinen,
schluchzt noch etwas,
legst Deinen Kopf auf meine Schulter
und schaust mich mit Deinen großen Augen an.

Alles ist wieder gut.
Ich bin bei Dir
und alles andere ist nicht mehr so wichtig.

Mein Gott, wie viel Vertrauen Du doch hast.

So wie Du mir vertraust,
darf ich Gott vertrauen und nach ihm schreien.

Conrad M. Siegers

Vertrauen führt zum Glauben

Erste Glaubenserfahrungen in der Familie

Wann und wie bringe ich eigentlich mein Kind mit dem Glauben in Berührung? So fragen viele junge Eltern manchmal besorgt und unsicher. Glauben - so glauben sie - ist doch in unserer arbeitsteiligen Gesellschaft eine Sache der Experten in Kirche und Pfarrgemeinde! Können Eltern bei der Hinführung zum Glauben nur eine vermittelnde Rolle spielen, zu der Theologen sie auch noch besonders befähigen müssen?

Das Gegenteil ist der Fall! In Sachen Glaubensvermittlung an Kinder sind Laien die Experten. Denn Glauben heißt letztlich (Gott-) Vertrauen, und Vertrauen lernen kleine Kinder ausschließlich über feste, „treue“ Bezugspersonen: das sind in der Regel die Eltern. Gerade Neugeborene und Kleinstkinder erfahren von Anfang an, dass ihre Eltern sie umsorgen und pflegen, ihnen Zärtlichkeit, Zuneigung und Zeit schenken und ihre elementaren Bedürfnisse befriedigen. So lernen sie, ihren Eltern zu vertrauen, und machen damit auch ihre ersten und fundamentalen Glaubenserfahrungen. So erleben sie, dass sie zwar hilflos, doch nicht verlassen und allein auf dieser Welt sind. Und sie lernen durch die Liebe, Anerkennung, Geborgenheit, Trost und Sicherheit, die sie von ihren Eltern erhalten, an jemanden anders als nur an sich selbst zu glauben. In der frühkindlichen Situation sind das eben ihre Eltern.

Von der Psychologie her wissen wir, dass die Liebe der Eltern und ihre Sorge um das Wohlergehen ihres Kindes notwendig sind zur Entwicklung des sogenannten Ur-Vertrauens. Nur auf diesem Fundament kann sich die Persönlichkeit optimal entfalten. Ein Kind braucht daher diese Vertrauenserfahrungen, um leben zu können und um später glauben zu können. Leben- und Glauben-Können sind somit abhängig vom Ur-Vertrauen, das ein Kind bekommt. Hier liegen Glaube und Leben noch ganz dicht beieinander. Später werden beide leider oft zu streitbaren Geschwistern.

Nun vermitteln Eltern ihren Kindern die Grundvoraussetzung für ihre spätere Lebens- und Glaubensfähigkeit, eben das Ur-Vertrauen, meist ganz selbstverständlich, ohne ein Wort darüber zu verlieren, ja, ohne darüber überhaupt Bescheid wissen zu müssen. Allein die Tatsache, dass dieses Kind ihr Kind ist, dass sie diesem Kind einen Namen gegeben haben, ist Grund genug, auf die glaubens- und lebens-

wichtigen Liebes- und Vertrauensbedürfnisse eines Kindes in genügendem Maße einzugehen. Dadurch werden Eltern jedoch - und das braucht ihnen nicht bewusst zu sein - ganz selbstverständlich zu Stellvertretern Gottes. Denn ebenso unauffällig und ohne viel Worte sind sie für ihr Kind da, wie Gott für uns da ist. Interessanterweise ergibt sich hier eine Parallele zum Alten Testament: Der alttestamentliche Gottesname (JAHWE) bedeutet nämlich so viel wie: „Ich bin bei euch“ bzw. „Ich werde für euch da sein, wenn ihr mich braucht“.

Doch wie können Eltern ihren Kindern die wichtigsten christlichen Glaubensinhalte und -formen vermitteln? Auch das geht am wirkungsvollsten ohne große Worte und kann die Fachleute nur sprachlos machen. Kinder schauen, je kleiner um so intensiver, sich alles von den Personen ab, mit denen sie zu tun haben, und versuchen, es nachzumachen. Pädagogen sprechen hier von Modell-Lernen. Je kleiner die Kinder sind, um so bedeutsamer ist für sie das, was man tut, als das, was man sagt. Daher vermittelt sich den Kindern auch ganz automatisch die Art und Weise, wie Eltern sich verhalten und wie sie leben. So kommt das gläubige Verhalten gläubiger Eltern ohne große Anstrengung und methodische Bemühungen auch richtig beim Kind an. Und so sind für das Kind die Verhaltensweisen der Eltern auch die wesentlichen Glaubensinhalte.

Wie schon Glauben und Leben im kleinkindlichen Erlebnishorizont eng zusammen liegen, so ist es auch mit den Inhalten christlichen Glaubens und dem gläubigen Verhalten. Beides driftet leider später wieder auseinander. Der Nachteil kindlichen Lernens ist allerdings, dass ein Kind nicht nur die gläubigen, sondern auch die ungläubigen Anteile elterlichen Verhaltens, die ja wohl in jedem guten Christen stecken, mitübermittelt bekommt. Dem ist jedoch nicht durch gute Worte und methodisch geschicktes Verheimlichen beizukommen - gerade vor den Kindern können Eltern ihre Schwachpunkte nicht geheim halten, sondern lediglich durch die Bemühung darum, selbst echter und authentischer aus dem Vertrauen zu Gott heraus zu leben. Wer nun weiß, dass die elterliche Glaubenseinstellung von selbst - über das elterliche Verhalten - bei den Kindern ankommt, der kann im Grunde sehr gelassen mit den Fragen der

Glaubensvermittlung umgehen.
Das Wichtigste, was Eltern ihren Kindern an Glaubenserfahrung mitgeben können, ist Annahme und Geborgenheit, die im eigenen elterlichen Glauben eingebettet ist.

Nun brauchen Eltern sich natürlich nicht mit dem Wissen zu begnügen, dass sie in ihrem Kind durch ihre Liebe und ihr Verhalten schon unbewusst, und ohne groß etwas dafür getan zu haben, das Fundament des Glaubens gelegt haben. Ein Fundament ist schließlich nur eine Grundlage und noch nicht das fertige „Glaubens-Haus“. Außerdem wirkt, was unbewusst ist, zwar mächtig, wie die Psychologie uns lehrt, man kann es aber erst in unseren Dienst stellen und für unser Leben optimal fruchtbar machen, wenn es uns bewusst wird, und bewusst wird vieles nur, wenn es besprochen wird.

Doch genau damit haben viele gläubige Eltern ihre großen Schwierigkeiten. So einfach es ihnen erscheint, Gott erfahrbar werden zu lassen in der Liebe zu ihren Kindern, so schwer tun sie sich damit, Gott ganz selbstverständlich in das Gespräch mit ihren Kindern einzubringen.

Spätestens jedoch, wenn die Kinder mit ihren Warum-Fragen beginnen, müssen Eltern ihnen auch gerade in Fragen des Glaubens zu antworten versuchen. Es gibt hierfür kein Patentrezept, doch meine ich, dass Eltern mit Glaubensfragen in ähnlicher Weise umgehen sollten wie mit den anderen Fragen, die Kinder ihnen stellen - und die sie oftmals überfordern. Da gilt es halt, so gut zu antworten wie man kann, und dabei ehrlich zu bleiben und auch zuzugeben, was man nicht weiß. Man kann andere fragen, gemeinsam in Büchern nachschlagen usw. Erst hier können Experten von Bedeutung sein!

Wichtig ist auch, dass die religiöse Erziehung keinen besonderen Platz in der Familie einnimmt, sondern ein mehr oder weniger selbstverständlicher Teil der Gesamterziehung ist. Ansonsten fördert man nur zu leicht die unheilige Kluft zwischen Glauben und alltäglichem Leben.

Nicht um Ihnen ein Ideal vorzuführen, sondern um anhand eines konkreten Beispiels zu zeigen, wie man in der Familie von Gott sprechen kann, möchte ich kurz erzählen, wie ich selbst versucht habe, meinen Kindern, als sie noch klein waren, den Glauben nahe zu bringen: Ich selbst - obwohl Theologe - bin mit dem

Wort „Gott“ äußerst sparsam umgegangen. Ich benutzte es eigentlich nur, wenn ich meine Kinder ins Bett brachte. Ich machte ihnen ein Kreuzzeichen auf die Stirn, sagte dabei: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ und danach: „Der liebe Gott mag dich ganz gern leiden und hat dich ganz, ganz lieb - mehr noch als Papa und Mama. Und er ist immer bei dir, auch wenn du schläfst.“

Später, als sie etwas größer wurden, fragte ich sie noch, wie ihnen der vergangene Tag gefallen hat, und ob sie damit zufrieden waren, und schlug ihnen vor, zu sagen: „Danke schön, lieber Gott, für den Tag.“ Dann überließ ich sie dem Schlaf. Diese wenigen Worte veranlassten z. B. den ältesten meiner Söhne zu der Frage:

„Wo ist der liebe Gott?“

Worauf ich antwortete:

„Der liebe Gott ist überall.“

Darauf er (etwas verlegen):

„Du bist der liebe Gott?“

Und ich:

„Nein, den lieben Gott kann man nicht sehen.

Er kann uns aber sehen.“

Neben diesem abendlichen Reden von und mit Gott nahm ich meine Kinder regelmäßig mit in den Sonntagsgottesdienst. Zu Hause spielten sie dann oft nach, was sie in der Kirche erlebt hatten. So nahm z. B. einer meiner Söhne zu Hause Brot hoch, sagte dazu „Christ“ und gab es den anderen. Offensichtlich hatte er das Wesentliche der Eucharistiefeyer verstanden.

Eine gute Gelegenheit, über Jesus zu sprechen, bot sich uns über das Anschauen der Bilder einer Kinderbibel.

Jede Familiensituation, jedes Kind ist anders. Wir müssen uns daher sehr hüten, nur eine einzige Sprache der Glaubensvermittlung als richtig anzunehmen. Wenn Eltern und Kinder sich bemühen, vertrauensvoll miteinander umzugehen und Gott und die kirchliche Gemeinschaft an ihrem Familienleben ständig teilhaben zu lassen, dann ist der Glaube gerettet, selbst wenn die Ausdrucksformen unvorhersehbar vielfältig werden und bleiben.

Conrad M. Siegers

Glaubensvermittlung in unserer Zeit

I. Sehen

1. Wir befinden uns in einer Zeit des Übergangs von der Volkskirche zu einer Kirche kleinerer unterschiedlicher Gemeinschaften. Die Entscheidung, zur kirchlichen Gemeinschaft gehören zu wollen, wird bald jede/r gegen den gesellschaftlichen Trend selbst treffen (müssen).
2. Früher selbstverständliches religiöses Brauchtum ist rasant im Schwinden begriffen. Gesamtgesellschaftlich überlebt es nur noch als Kommerz oder nostalgisch-folkloristisches Überbleibsel.
3. Allem guten elterlichen Vorbild und familiärem Druck zum Trotz übernehmen unsere Kinder nicht mehr unsere religiösen Praktiken.

II. Urteilen

1. Religiöse Mehrheiten sind zu Minderheiten geworden, die nur überleben können, wenn sie ein eigenständiges bzw. gegenständliches Profil entwickeln.
2. Lebens- und Glaubenswege heutiger Menschen verlaufen nicht mehr milieubedingt und sind nicht mehr angstbesetzt, sondern abhängig von mehr zufälligen, personalen Begegnungen. Christliche Familien können ihren Kindern den Glauben nicht mehr beibringen, sondern nur die Option für den Glauben offen halten.
3. Glaubenswege verlaufen nicht mehr einlinig und eindeutig, sondern reifen am Zweifel, am lebendigen Miteinander einer Gemeinschaft und an der Auseinandersetzung mit unserer konkreten Lebens- und Arbeitswelt.
4. Nur gläubiges Verhalten, das sich im Alltag bewährt (durch Liebe, Vertrauen, Toleranz und Freude) hat in Zukunft die Chance, glaubwürdig zu bleiben.

III. Handeln

1. Der Glaube kommt vom Hören. Wir können, dürfen und müssen viel von unserem Glauben erzählen, denn Christentum ist Erzählgemeinschaft.
„Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.“ (1 Petr 2,15).
Glauben ist ein freies Angebot und kann nur in freier Tat angenommen werden. Wir müssen allen - auch unseren Kindern - die Freiheit dazu lassen und dürfen ihnen den Glauben nicht aufdrängen wie einen alten Ladenhüter. Wie Jesus können und dürfen wir andere zu uns einladen:
„Rabbi, wo wohnst Du?“ Er antwortete: „Kommt und seht.“ (Joh 1,38f)
2. Es gibt viel zu tun, doch ist jede/r nur zu dem berufen, zu dem Gott ihn gerufen hat.
„Strebt nicht über all das hinaus, was euch zukommt.“ (Röm 12,3)
Selbstüberforderung bringt nur unnötigen Stress und macht müde. Die Gemeinschaft der Gläubigen braucht keine Leistungsgesellschaft zu sein.
3. Je mehr wir uns um unseren eigenen Glauben bemühen und christliche Grundhaltungen einüben, desto überzeugender werden wir für andere. Je mehr wir andere überzeugen wollen, desto abstoßender werden wir. Gilt nicht das Wort von Friedrich Nietzsche: „Wenn die Erlösten doch erlöster aussähen!“
4. „Wovon das Herz voll ist, davon quillt der Mund über.“ Wer begeistern will, muss selbst begeistert sein.
5. Die alten Zeiten und die alten Formen sind nicht die einzig wahren. Neue Zeiten brauchen neue Ausdrucksformen. Wir können ihnen den Weg bereiten, aber finden muss sie eine neue Generation.
6. Wenn *wir* auch am Ende sind (mit der Überzeugungskraft unseres Glaubens), ist der Glaube noch lange nicht am Ende.

Wie wird ein Kind katholisch?

Früher war alles für die Eltern viel einfacher. Weil kirchliche Feste und Vereine das Leben weithin prägten, wuchsen Kinder aus katholischen Familien auch ohne großen pädagogischen Aufwand ganz zwanglos in den Glauben und in die Gemeinde hinein. Aber heute? „So richtig bewusst wurde mir das, als ich kürzlich meinen Kindern meine alte Heimatstadt zeigte“, erzählt Reiner Schwohl bei einem Gespräch im Familienkreis. „Auf dem Schulhof hatte ich nicht nur in den Pausen gespielt, da war auch jedes Jahr ein Altar bei der Fronleichnamsprozession aufgebaut. Im Keller des Pfarrhauses stand ‚unsere‘ Tischtennisplatte; den Schlüssel holten wir uns, wann wir wollten, beim Pastor persönlich. In dem kleinen Saal an der Kirche trafen wir uns jede Woche zur Messdienerstunde und zur Kinderchor-Probe. Wenn ich mir dagegen überlege, wie wenig Kontakt unsere Kinder zur Gemeinde haben...“

Nicht, dass die Gemeinden sich heute weniger um die Kinder kümmern als vor 25, 30 Jahren. Im Gegenteil: Bei den Messdienern dürfen heute vielerorts auch Mädchen mitmischen. Neben ihren Kindergärten unterhalten viele Gemeinden Krabbel- und Spielgruppen. Katholische Verbände wie Pfadfinder oder die Katholische Junge Gemeinde beschränken sich in ihren Gruppen nicht auf bloße Fahrten- und Lagerfeuerromantik, sondern engagieren sich für Umweltschutz und soziale Aufgaben. Kinder- und Jugendchöre laden zum Mitsingen ein, Teestuben und Jugendheime bieten sich als Treffpunkte zum Klönen und Diskutieren an, locken mit Diskos, Kinder- und Jugendfilmbühnen - wenn auch nicht in jeder Gemeinde.

Beate Klammer hat da keinen Grund zu klagen. „In unserer Gemeinde läuft eigentlich genug für die Kinder: Messdienerinnen, Kinderchor, KJG-Gruppen, für die kleineren Krabbelgruppen; an zwei Nachmittagen können sie im Jugendheim spielen, manchmal gibt’s da sogar Bastelkurse. Als Veronika im Kommunionkurs war, hat die Gemeindefereferentin das den Kindern auch alles vorgestellt und sie zum Mitmachen eingeladen, aber Veronika konnte sich dafür nicht erwärmen.“

Tatsächlich ließen sich diese kirchlichen Angebote im Terminkalender der 10jährigen auch nur schwer zusätzlich unterbringen; zwei

Nachmittage in der Woche gehen für die Malschule im Museum und den Tischtennis-Club drauf, „und mehr“, gesteht Beate Klammer, „wäre mir eigentlich auch nicht recht.“

Viel mehr als in früheren Generationen müssen sich die Einladungen der Kirchengemeinden an Kinder und Jugendliche heute gegen die Konkurrenz anderer Angebote behaupten - von Musikschulen, Sportvereinen, städtischen Jugendheimen, Ballettschulen, Bildungsstätten. „Und die Tischtennisplatte, die uns früher ins Pfarrhaus lockte, haben viele Kinder heute selbst im Keller stehen“, meint Rainer Schwohl.

So sehnsüchtig viele Eltern sich auch an die eigene Jugend erinnern mögen, als die Kinder in ein festgefügttes kirchliches Milieu hineinwachsen: Dieses Milieu hatte auch seine Schattenseiten. „Ich erinnere mich noch genau an den Aufstand zu Hause, als mein älterer Bruder sich in ein evangelisches Mädchen verliebte“, erzählt Beate Klammer. Und vor allem: Selbst eine rein katholische Kinder-Karriere garantiert kein Hineinwachsen in den Glauben und in die Gemeinde.

„Ich war selbst Messdiener, machte jede Sternsinger-Aktion mit, verbrachte meine Ferien regelmäßig im Pfarrhaus eines Onkels“, erinnert sich Bruno Gentz, „aber mit 16 oder 17 habe ich mich ziemlich abrupt von allem verabschiedet, was sich ‚Kirche‘ nannte. Weil ich mit vielem, was ich damals von Papst, Bischöfen und sonntags von der Kanzel hörte, nicht einverstanden war.“

Den - angeblich - guten alten Zeiten nachzutrauern, Kinder womöglich gar mit sanftem Druck in katholische Vereine und Einrichtungen zu schicken, hilft Eltern heute also keinen Schritt weiter. Aber was können sie sonst tun, damit ihre Sprösslinge sich im Glauben und in ihrer Gemeinde „zu Hause“ fühlen? Die Frage brennt nicht nur Müttern und Vätern, sondern auch Priestern und Katechet/inn/en unter den Nägeln. Grundsätzlich sehen sie heute zwar die Chance, von einem bloßen „Gewohnheitschristentum“ wegzukommen, sich statt dessen auf die Ursprünge und Quellen des katholischen Glaubens zurückzubedenken und sich ganz bewusst dafür zu entscheiden.

Aber was heißt das ganz praktisch?

Mir erscheinen zwei Dinge besonders wichtig:

1. Wir müssen lernen, von unserem eigenen Glauben, unseren ganz persönlichen Überzeugungen zu erzählen - aufrichtig und ohne Angst und
2. Wir müssen einander Erfahrungen vermitteln, die unser Leben menschlicher und reicher machen, die Gemeinschaft stiften, Beziehungen vertiefen und zeigen, dass Kinder und Familien nicht allein (gelassen) sind.

Was den ersten Punkt angeht, so ist mir persönlich immer stärker bewusst geworden, dass Glauben ein ganz freier Akt der Hinwendung zu Gott ist, den niemand erzwingen kann und darf - auch Eltern nicht. Meine Kinder werden nur dann - möglicherweise - zum Glauben finden, wenn sie sich ohne Not und Zorn auch dagegen entscheiden können. Ich als Vater kann, um meinen Kindern den katholischen Glauben näher zu bringen, nur meinen eigenen Glauben bezeugen und erzählen, was er mir bedeutet. Meine Kinder dürfen an mir lernen, wie ich versuche, als Christ zu leben - aber ich darf nicht erwarten, dass sie es mir nachmachen. Alles andere muss ich meinen Kindern und Gott überlassen.

Sehr viel mehr können wir Eltern tun, wo es um die gemeinschaftsstiftenden Erfahrungen geht. Allerdings setzt das einiges Umdenken, Umlernen und Verhaltensänderungen Kindern gegenüber voraus - bei uns selbst und in den Gemeinden. Dieses Umdenken, das Kinder als gleichberechtigte Partner ernst nimmt, wird kaum von allein beginnen. Wir Eltern müssen daran aktiv mitarbeiten. Wenn wir unsere Kinder mit dem christlichen Glauben und Leben vertraut machen wollen, dann brauchen sie einen festen Platz in den Gemeinden. Sie müssen dazu gehören, ohne gezwungen zu sein. Pfarrleben muss Kindern eine zweite Heimat bieten, ihnen Lebens-, Spiel- und Übungsräume eröffnen.

„Aber die Kinder haben doch ihren festen Platz im Gemeindeleben!“ werden viele jetzt einwenden und auf die vielen Angebote vom Kindergarten bis zur Disco im Jugendheim verweisen. Doch bei alledem können Kinder nur ganz begrenzt Gemeinde erleben: in speziellen Kindergottesdiensten, speziellen Spiel- und Bastelgruppen, speziellen katechetischen Kursen. Alle diese „speziellen“ Angebote für Kinder grenzen sie im Grunde genommen aus. Sie wirklich ernst zu nehmen, hieße: Kinder mitplanen, mitentscheiden und mittun zu lassen bei allem, was die „Großen“ für wichtig halten.

Kinder brauchen in der Gemeinde Platz - nicht nur einen Spiel-Platz.

Das hört sich ziemlich radikal an und ist es auch. Doch wenn Kinder sich in unserem Glauben und unseren Gemeinden „zu Hause“ fühlen sollen, dann müssen sie mit uns andere Erfahrungen machen als im übrigen gesellschaftlichen Umfeld mit seinen tausend Zwängen. Attraktiv können Pfarrgemeinden für Kinder nur sein, wenn sie eine echte Alternative bieten zu dem, was man (als Kind) sonst erlebt.

Versuchen wir also ein bisschen von einer Gemeinde zu träumen, in der Kinder wirklich ihren Platz haben - auch wenn sich dabei manches vorerst utopisch anhört. Wie wäre es denn, wenn

- Kinder im Pfarrgemeinderat mitberaten und -entscheiden könnten?
- Kinder Gottesdienste selbst vorbereiten würden?
- Erwachsene mitspielten und -diskutierten, wenn Kinder und Jugendliche sich vor der Kirche oder im Pfarrheim treffen, statt sich über die Lautstärke zu beklagen?
- Eltern und Erwachsene nicht Feste für, sondern mit Kindern organisierten?
- ältere Menschen sich regelmäßig mit Kindern im Pfarrheim trafen, um ihnen vom Leben früher zu erzählen und von den Kindern zu erfahren, wie sie sich ihre Zukunft vorstellen, wovon sie träumen, was sie fürchten?
- Eltern ihre Kinder nicht einfach abgäben, um sie von pädagogisch oder katechetisch geschulten Erwachsenen „fördern“ und belehren zu lassen, sondern mitmischten, -überlegten, -machten?
- es im Pfarrheim Spielecken gäbe, die Kinder und Erwachsene zum gemeinsamen Spielen auffordern?
- Familien aus anderen Kulturbereichen, Asylanten, Aussiedler, Familien mit behinderten Kindern, Ein-Eltern-Familien ganz selbstverständlich überall dazu gehörten, statt nur karitative Hilfen zu erfahren?
- und so weiter.

Eine Utopie? Ich glaube, für Eltern, die mit ihren Kindern den Weg zum Glauben und zur Gemeinde finden wollen, lohnt es sich, daran zu arbeiten. Eine solidarische Gemeinde, die ein bisschen vom Reich Gottes ahnen lässt, wäre bestimmt auch für Kinder attraktiv.

Conrad M. Siegers

... wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind...

Spiritualität in der Familie mit kleinen Kindern

Im Namen Jesu Christi

Den besten Zugang zum Verständnis unseres Bibelwortes - mit besonderem Blick auf die Lebenswelt mit kleinen Kindern - finden wir, wenn wir uns überlegen, was denn die Redewendung „im Namen von“ in unserer normalen Umgangssprache bedeutet.

- Wenn z. B. jemand sagt: „Im Namen des Herrn Bürgermeister, der leider verhindert ist, heiße ich Sie heute herzlich willkommen!“, dann drückt er damit aus, dass er stellvertretend etwas tut, was der Bürgermeister genauso getan hätte.
- Wenn ein Richter verkündet: „Im Namen des Volkes spreche ich Sie frei“, dann darf er das sagen, weil er dazu bevollmächtigt wurde.
- Wenn ein Angestellter einer Firma schreibt: „Ich muss Ihnen im Namen der Geschäftsleitung mitteilen, dass...“, dann ist der Schreiber dazu beauftragt worden.
- Wenn sich jemand bei einem anderen „im Namen aller“ bedankt, dann ist er Sprecher einer Gruppe.
- Eine Frau, die sagt: „Wenn ich das so mache, dann ist das sicher auch im Namen meines verstorbenen Mannes!“ glaubt damit, im *Sinne* ihres Mannes zu denken und zu handeln.

Muss man unsere Bibelstelle nicht in ähnlicher Weise verstehen? Denn das, was in der heutigen alltagssprachlichen Verwendung „im Namen von“ bedeutet, drückt sich im Neuen Testament lediglich in anderen Begriffen aus, wie z. B. Nachfolge, Zeugnis, Sendungsauftrag usw.

So verstanden hieße dann „in meinem Namen“: das zu tun, was ER getan hätte, wozu ER uns Macht gab, so wie ER es uns aufgetragen hat, indem wir IHN zur Sprache bringen.

In einer Familie mit kleinen Kindern im Namen Jesu leben

Wie lässt sich aber unser Bibelwort auf die Familie mit kleinen Kindern übertragen? Eigentlich sehr gut. Denn wenn „im Namen Jesu“ bedeutet, so zu lieben wie er (es will), dann kann man die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, die Zärtlichkeit, Zuneigung und Zeit, die Geborgenheit, Sorge und Pflege, die Befriedi-

gung elementarer Bedürfnisse der Kleinkinder als eine konkrete Erfüllung des „Auftrags Jesu“ ansehen. In Übereinstimmung mit den Erkenntnissen heutiger Psychologie ist das ja auch unabdingbare Voraussetzung für Urvertrauen, Ich-Stärke, Identitätsfindung, Persönlichkeitsentfaltung, Menschwerdung!

Außer der Hinwendung der Eltern zu ihren Kindern wird Liebe in einer Familie auch daran deutlich und erfahrbar, wie man miteinander umgeht, ob ein vertrauensvolles Klima herrscht, auf welche Weise Konflikte ausgetragen und ausgehalten werden und wie man die Beziehungen zu den Verwandten, Freunden, Nachbarn und zur übrigen Lebensumwelt gestaltet. Immer, wenn man füreinander und für andere da ist und sich so gegenseitig zur Person- und Menschwerdung verhilft, ist man in der Familie und als Familie „in seinem Namen“ versammelt.

Vom Leben zum Sprechen

„In seinem Namen“ bedeutet aber nicht nur „in seinem Sinne“ zu handeln, sondern auch weiterzusagen, was ER gesagt hat:

Sein Sprecher werden.

Jesus selbst hat ja nicht nur die Menschen seiner Zeit geliebt und ihnen gezeigt, wie man sinnvoll und menschlich miteinander leben kann und soll, sondern er hat ihnen von seinem Vater erzählt und mit ihnen zu seinem Vater gebetet. Sein Sprechen von Gott war genauso wichtig wie sein Verhalten - zumal sich sein Verhalten erst aus seinem Verhältnis zu Gott, seinem Vater, ergab. Das Sprechen von Gott und das Sprechen mit Gott hatte *die* zentrale Bedeutung im Leben Jesu, und es müsste für uns ebenso wichtig sein. Denn was wir nicht benennen können, wird uns auch nicht bewusst und kann von daher unser Verhalten weder beeinflussen noch verändern.

Genau da liegt aber die Schwierigkeit vieler Eltern. So einfach es ihnen erscheint, Gott erfahrbar werden zu lassen in der Liebe zu ihren Kindern, so schwer tun sie sich damit, „in seinem Namen“ zu sprechen, zu handeln und gemeinsam in der Familie über ihn und zu ihm zu sprechen. Gott ganz selbstverständlich in das Familiengespräch einzubringen, das ist für die meisten Eltern ein Riesenproblem.

Wie man es früher gemacht hat, so wird es heute kaum mehr gehen, denn die überlieferten Formen des Sprechens mit Gott können nur noch die wenigsten innerlich nachvollziehen, und sie wirken auf die Kinder daher krampfhaft und unecht.

Da andererseits wohlgemeinte Vorschläge und Idealvorstellungen dessen, was man heute alles tun und sagen könnte, an der Wirklichkeit in unseren Familien vorbeigehen (müssen), möchte ich mich damit begnügen, zu erzählen, wie ich in meiner Familie mit meinem jetzt fast vierjährigen Sohn von Gott spreche - ohne den Anspruch zu erheben, dass ich es besonders gut oder perfekt machen.

Ein Beispiel:

Ich selbst gehe mit dem Wort Gott äußerst sparsam um, obwohl ich mir bewusst bin, dass ich im Namen Gottes handle. Ich benutze es eigentlich nur, wenn ich meinen Sohn ins Bett bringe. Ich mache ihm ein Kreuzzeichen auf die Stirn, sage dabei: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ und sage danach: „Der liebe Gott mag dich ganz gern leiden und hat dich ganz, ganz lieb - mehr noch als Papa und Mama. Und er ist immer bei dir, auch wenn du schläfst.“

Seit kurzem frage ich noch, wie ihm der vergangene Tag gefallen hat, ob er damit zufrieden war, und schlage ihm vor, zu sagen:

„Danke schön, lieber Gott, für den Tag.“

Dann überlasse ich ihn dem Schlaf. Diese wenigen Worte veranlassten ihn vor einiger Zeit zu der Frage:

„Wo ist der liebe Gott?“

Worauf ich antwortete:

„Der liebe Gott ist überall.“

Darauf er (etwas verlegen):

„Du bist der liebe Gott?“

Und ich:

„Nein, den lieben Gott kann man nicht sehen. Er kann uns aber sehen.“

Neben diesem abendlichen Reden von und mit Gott nehme ich meinen Sohn regelmäßig mit in den Sonntagsgottesdienst - ohne dabei sonderlich darauf zu achten, dass er ruhig ist und sich still verhält. Ich möchte, dass er sich in der Kirche wohl fühlt und lasse ihn deshalb einfach in den Kirchenbänken turnen und in den Gängen laufen. Zu Hause spielt er dann nach, was er in der Kirche erlebt hat: Er nimmt Brot, hält es hoch, sagt dazu „Christ“ und gibt es uns. Offensichtlich hat er das Wesentliche der

Eucharistiefeier verstanden.

Eine gute Gelegenheit, über Jesus zu sprechen, bietet sich uns manchmal über ein Kinderbuch. Lange Zeit zählte ein Religionsbuch für das 1. Schuljahr zu seinen Lieblingsbüchern, und er fragte uns immer wieder: „Was ist das, wer ist das, was macht der“, und wir haben dann die Szenen, die gemalt waren, beschrieben. Was auf sein religiöses Empfinden außerdem einen sehr starken Eindruck ausübt, sind die Feste und Feiern in der Familie - insbesondere Weihnachten.

Erst jetzt, während ich dieses schreibe, fällt mir auf, dass die sogenannte religiöse Erziehung unseres Sohnes in unserer Familie gar keinen besonderen Platz einnimmt, sondern ein mehr oder weniger selbstverständlicher Teil der Gesamterziehung ist - und eigentlich finde ich das ganz gut so.

Entdeckungen

Kleine Kinder stellen zwar naive, aber niemals unlogische Fragen. Und sie bringen uns Erwachsene damit so manches Mal in Verlegenheit. Das Gefühl, auf ganz einfache Fragen keine passenden Antworten zu haben, mag uns zwar auf der einen Seite verunsichern, es kann aber auch dazu führen, dass wir uns wieder neu um Antworten bemühen. So ist es auch bei den Fragen unserer Kinder, die den Sinn unseres Lebens, die Existenz Gottes, die Bibel, Jesus und unsere religiöse Praxis betreffen.

Auf diese Weise können nicht nur die Eltern ihren Kindern ihren Glauben vermitteln, sondern die Kinder durch ihre lästigen Wieso-, Warum- und Wozu- Fragen ihrerseits ihren Eltern zu einem vertieften Verständnis ihres Glaubens verhelfen oder sie zumindest zum Nachdenken darüber bringen.

Nicht nur durch ihre Fragen können Kinder ihre Eltern nachdenklich machen, sondern allein schon durch ihr Dasein. Mir jedenfalls ging es so, dass die Angst und die Sorge um das Leben und die Gesundheit meines Kindes die Gefährdung und Endlichkeit meines eigenen Lebens auf ganz neue Weise erfahrbar machte und die bange Frage aufwarf:

„In wessen Händen liegt denn wohl unser Leben - beim lieben Gott oder beim erbarmungslosen Zufall? Welchen Sinn hat dieses Leben, das seinen vorläufigen Lebenssinn (z. B. die Liebe zum Ehepartner oder zum Kind) so schnell verlieren kann?“

Doch auch in der Unbekümmertheit, mit der gerade kleine Kinder in die Zukunft schauen, im Blick ihrer erwartungsfrohen, neugierigen Augen, die gerade die kleinen Dinge entdecken, auf die wir schon gar nicht mehr acht geben, und in der fühlbaren Lust am Leben, am Spielen, am Essen usw., können unsere Kinder uns Eltern die Freude an unserer eigenen Existenz neu erschließen.

Und fordern sie uns nicht auch indirekt auf, dafür zu sorgen, dass wenigstens einige der Erwartungen, die sie an ihre Umwelt haben, erfüllt werden?

„Wo zwei oder drei ‚in meinem Namen‘ versammelt sind...“, das ist sicher der Fall in einer Familie, die sich bemüht, eine Atmosphäre des Vertrauens, der Menschlichkeit, Offenheit, Freundschaft und Liebe zu schaffen, und in der Gott als Grundlage und Entwicklungshelfer einer solchen Atmosphäre zur Sprache kommt.

Gesprächs Anregungen:

Im vorliegenden Artikel wird behauptet, dass man „im Namen Jesu“ leben muss, um richtig Mensch zu werden. Was meinen Sie dazu?

- Können Sie Beispiele nennen, wie Sie in Ihrer Familie mit Ihren Kindern von Gott sprechen?
- Sie gehen mit Ihrem dreijährigen Kind in den Gottesdienst, und es sagt Ihnen beim Kommunionempfang: „Ich möchte auch ein Bonbon!“ Was würden Sie antworten?
- In vielen Familien besteht in Hinsicht auf die religiöse Erziehung der Kinder keine Einigkeit. Stellen Sie sich einmal vor, dass Sie als Vater mit Ihrem Kind ein Abendgebet sprechen und sehen, wie die Mutter darüber lächelt. Wie würden Sie reagieren?
- Stellen Sie sich einmal vor, Sie haben einen Sohn (oder eine Tochter), der eine Freundin hat, die nichts von der Kirche hält. Wie würden Sie versuchen, mit ihm oder den beiden über die Bedeutung des Glaubens für menschliches Leben zu reden?

Conrad M. Siegers

Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen...

Sprache schafft Beziehung, ist Ansprache und Ausdruck.

Mein Kind spricht mich an.

„Papa!“ Es meint nur mich, seinen Vater

„Mama!“ Es meint nur seine Mutter

Und ich bin stolz, weil mein Kind mich anspricht.

Es verändert etwas in der Beziehung zwischen mir und meinem Kind, dass es mich mit Namen anspricht.

Sprechen mit Gott, auch das verändert die Beziehung.

Die Gottesbeziehung wird intensiver durch das Gebet.

Die Ansprache Gottes macht mich einmalig.

Sprache individualisiert, wie ein Fingerabdruck,

trennt von anderen,

macht Zugehörigkeiten (z.B. zu einer bestimmten Schicht) deutlich.

„Papa!“

Mein Kind spricht nur mich damit an, niemanden anders.

Ein hoher Anspruch.

Mein Kind verwechselt mich nicht bzw.

merkt es gleich, wenn es mich verwechselt hat .

Mein Kind kennt mich, erkennt mich

und drückt es aus wie mein Kind

Auch Gott nennt mich beim Namen

- er hat denselben hohen Anspruch

Conrad M. Siegers

Der „liebe Gott“ - weder Rächer noch Gehilfe

Wenn religiöse Erziehung gelingen und Kindern ein solides Fundament von Gottvertrauen für ihr Leben vermitteln soll - dann sind Eltern gut beraten, ihren Sprösslingen ein paar Dinge über Gott, die in unüberlegten Sprüchen einfach daher gesagt werden, lieber nicht zu erzählen. Denn von dem Bild, das Kinder sich von Gott machen, hängt es entscheidend ab, ob sie Vertrauen zu diesem Gott fassen können. Wenn sich heute so viele von der Kirche abwenden und gerade junge Eltern wenig Interesse zeigen, ihre Kinder religiös zu erziehen, dann wohl auch deshalb, weil sie mit ihrer eigenen religiösen Erziehung nicht eben die besten Erinnerungen verknüpfen und ihren Kindern diese Negativerfahrungen lieber ersparen wollen.

Was also sollten wir unseren Kindern von Gott lieber nicht erzählen?

1. Der liebe Gott als Polizist

„Der liebe Gott sieht alles.“

Oder:

„Wenn du deinen Bruder schlägst, ist der liebe Gott dir böse.“

Oder:

„Die kleinen Sünden straft der liebe Gott sofort.“

Kennen Sie solche Sprüche noch aus ihrer eigenen Kindheit? Kinder brauchen schon ein robustes Gottvertrauen, um sich dagegen zur Wehr zu setzen und nicht unter dem Gefühl zu leiden, ständig von einem unsichtbaren Aufpasser und Rächer beobachtet und bei jedem Fehler zur späteren Bestrafung vorgemerkt zu werden. Der liebe Gott sieht zwar alles, aber er verrät mich nicht.

Selbst bei Eltern, die sich bewusst gegen ein solches Gottesbild wehren oder die dem Glauben und der Kirche sogar den Rücken gekehrt haben, sitzen diese Sätze tief und rutschen dann und wann wieder heraus:

„Einem Kind, das sich sooo benimmt, bringt das Christkind bestimmt keine Geschenke.“

Kindern eine andere, biblische Vorstellung von Gott zu vermitteln, fällt eben schwer, solange wir uns nicht bewusst machen, wie sehr wir selbst noch gefühlsmäßig alten Vorstellungen von Gott verpflichtet sind, die uns Eltern, Großeltern, Nachbarn, Bekannte, Lehrer oder Priester eintrichterten.

Passen wir also auf, welches Bild von Gott wir

unseren Kindern vorstellen, und misstrauen wir vor allem altvertrauten Sätzen wie:

„Gott will, dass du lieb zu deinen Geschwistern bist und mit ihnen teilst.“

Gott als Polizist, als Moralapostel, als verlängerter Arm der elterlichen Autorität - und später womöglich als Agent der Staatssicherheit? Das sah schon Paulus in seinem Brief an die Thessalonicher ganz anders:

„Gott hat uns nicht für das Gericht seines Zornes bestimmt, sondern dafür, dass wir ... das Heil erlangen.“ (1 Thess 5,9)

Der Gott, von dem die Bibel spricht, liebt uns nicht, weil und wenn wir gut sind, sondern weil er bedingungslos „Ja“ zu uns gesagt hat. Er will eine persönliche Beziehung zu mir herstellen, bietet mir sein Vertrauen an, ist bei mir und leidet mit mir, wenn es mir schlecht geht und freut sich, wenn es mir gut geht: Das ist die biblische Botschaft, die befreiend wirken kann und die Eltern ihren Kindern vermitteln sollten.

Der Verzicht darauf, Gott als Ordnungshüter und Rächer vorzuführen, betrifft noch andere Vorstellungen, die Kinder früher kennen lernten: Genauso müssen wir darauf verzichten, unseren Sprösslingen Gruselgeschichten von Hölle, Fegefeuer und der Ungewissheit des Lebens nach dem Tod zu erzählen. Kindern Angst machen, das wollte Jesus bestimmt nicht. Seine Rede vom Jüngsten Gericht sollte nicht die ohnehin Kleinen, Armen und Schwachen noch mehr einschüchtern, sondern den Mächtigen und Einflussreichen, die das Sagen hatten, einen Stachel ins fette Fleisch setzen. Sprechen wir also mit den Kindern lieber von der Glaubensgewissheit, aus der wir (hoffentlich) leben: dass Gott uns nämlich nach unserem Tod ein neues, unvergängliches, glückliches Leben schenken will - und zwar unabhängig davon, wie gut oder schlecht wir gelebt haben. „Würdest du, Herr, unsere Sünden beachten, Herr, wer könnte bestehen?“ wusste schon der Verfasser des Psalm 130 (Ps 130,3).

2. Der liebe Gott als Erfüllungsgehilfe

Genau das entgegengesetzte Extrem markiert eine andere Stolperschwelle, die die eigene Erziehung vielen Eltern in den Weg legt: die Versuchung nämlich, den lieben Gott im Bittgebet zum Erfüllungsgehilfen für die eigenen

Wünsche zu machen. Sicher hat Jesus uns gesagt, dass Gott uns in jeder Lebenslage nahe ist, dass er uns sogar - wie es der mittelalterliche Theologe und Mystiker Meister Eckhart ausdrückte - näher ist, als wir uns selbst sind. Aber das bedeutet nicht, dass er uns unser Leben abnimmt. Er entmündigt uns nicht; um uns ein ebenbürtiger und nicht übermächtiger Partner zu sein, hat er sich selbst „so sehr entäußert und erniedrigt“, wie Paulus an die Philipper (Phil 2,7f) schreibt, dass er sich ohnmächtig für uns kreuzigen ließ. Genießen wir also Kindergebete mit Vorsicht, die mit „Lieber Gott, hilf...“ oder „Lieber Gott, mach, dass...“ anfangen. Kindliches Vertrauen, das sich darin ausdrückt, kann schnell in ausgewachsene Enttäuschungen umschlagen - und ein enttäuschtes Urvertrauen in Gott lässt sich später nur schwer wieder herstellen.

3. Gott als Mann

Jesus sprach Gott als Vater an; er nannte ihn „Abba“. Er drückte so sein vertrautes, familiäres, liebevolles, zärtliches Verhältnis zu Gott aus und wurde seinerzeit wohl auch so verstanden. Aber können wir heute noch genauso einfach und geschlechtsspezifisch von Gott als Vater und Mann sprechen? Zum einen fehlt vielen Kindern - vor allem in Einelternfamilien, aber auch in sogenannten „vollständigen Familien“, die konkrete Erlebnisgrundlage dafür: die Erfahrung eines liebevollen, vertrauenswürdigen Vaters. Zum anderen empfinden wir die Eigenschaften, die Jesus seinem Vater zuschreibt, das Zärtliche, Liebevolle, Geborgenheit spendende, schon von der Sprache her eher als „mütterlich“. Wir tun deshalb gut daran, die mütterliche Seite Gottes auch sprachlich stärker zu betonen. Um so mehr können wir unseren Kindern von dem Gefühl vermitteln, das Jesus zu Gott empfand und das auch wir haben dürfen.

Curt Seligmann

Lose Sprüche für Kinder

- Durch Schreien kann man sich von klein auf Gehör verschaffen. Um ernstgenommen zu werden, ist ein Kind jedoch gut beraten, wenn es nicht um jeden Dreck schreit. Damit kann es höchstens seine ganze Umgebung zum Schreien bringen.
- Als Kind sollte man seine Eltern möglichst frühzeitig anlächeln - das macht müde Mütter und Väter munter. Einen ähnlichen Effekt kann ein jugendlich gewordenes Kind erreichen, indem es das Objekt wechselt und intensiv eine bestimmte gleichaltrige Person des anderen Geschlechts anlacht. Das führt in vielen Fällen übrigens zur Heirat.
- Wer sich das Lachen nicht verkneifen lässt, lacht am besten.
- Ein Kind sollte keine Mühe scheuen, sich selbst zu lieben. Aus der Liebe zum Nächsten entwickelt sich in aller Regel auch die Liebe zum Nächsten.
- Ein Kind sollte immerzu reden, reden, reden. Auf diese Weise lernt es wortreich zu widersprechen, wenn andere ihm etwas versagen wollen.
- Im Spiel wird das Leben auf den Kopf gestellt und kommt so erst richtig schwungvoll auf die Beine.
- Nur wer umsonst spielt, gewinnt am meisten.
- Ein Kind, das nachts gut schläft und morgens lange, versündigt sich nicht an seinen Eltern.
- Ein Kind sollte das Schlafen ausgiebig genießen - später wird es nur noch selten richtig ausschlafen können, vor allem von dem Zeitpunkt an, wo sich jemand für den Beischlaf gefunden hat.
- Wer tüchtig arbeitet, weiß auch später, was in ihm steckte.
- Beim Beten muss man acht geben, dass sich keine schlechten Gewohnheiten einschleichen. Gott könnte sonst sprachlos gemacht werden.
- Wir dürfen uns über das Sterben keine falschen Illusionen machen:
Man kann dem Leben nicht so leicht entrinnen!

Conrad M. Siegers

Beten: Das Erlebte vor Gott bringen

Wer betet, hat mehr vom Leben; denn er weiß sich von Gott beschützt und geliebt, angenommen und getragen, freigelassen und begleitet. Beten ist dem Menschen nicht wesensfremd. Es entspricht einem tiefen inneren Bedürfnis.

Genauso wie ein Kind essen und trinken, laufen und sprechen lernt, kann es auch von Mutter und Vater das Beten lernen. Mit ihrem Kind zu beten muss Eltern nicht schwer fallen. Sie können Gott ins Gespräch bringen und mit ihrem Kind von und mit Gott sprechen wie mit einem Vertrauten. Man kann ihm alles sagen, was einem in den Sinn kommt: beim Spaziergang, auf dem Spielplatz, im Wald, in der Wohnung, wenn die Kinder mit anderen spielen. Immer wieder gibt es eine Gelegenheit, Gott zu danken für das Schöne in der Natur, im Leben, beim Spielen und Essen.

Kinder finden immer wieder etwas Neues, was sie erstaunt, wonach sie fragen, was ihnen komisch vorkommt. Eltern können durch das Fragen ihrer Kinder eine neue Sicht auf das Alltägliche und Selbstverständliche gewinnen. Und all die alltäglichen Erfahrungen können sie im Gebet mit Gott in Verbindung bringen. Je mehr wir von und mit Gott sprechen, um so stärker erfahren wir seine Gegenwart und seinen Beistand. Und das tut gut. Doch damit dieses Vertrauen auf Gott wachsen kamt, muss es immer wieder in Worte gefasst werden. In ganz einfache Worte, zum Beispiel:

„So, jetzt ist es Zeit, dass du schlafen gehst, damit du morgen wieder fit bist. Gott behütet dich, wenn du schläfst.“

Beim Zubettgehen können Eltern auch mit ihren Söhnen und Töchtern den Tag durchgehen, die Kinder können ihre guten und schlechten Erlebnisse schildern und sie vor Gott bringen:

„Gott, heute war es richtig schön. Ich habe mit meinen Freunden im Sandkasten eine große Burg gebaut. Das war toll.“

Oder:

„Gott, ich fand den Tag heute blöd. Es hat dauernd geregnet. Ich konnte nicht draußen spielen. Gute Nacht.“

Beten kann auch gegen das Gefühl der Einsamkeit helfen. Wer sich - wie Jesus - an den Vater im Himmel wendet, der spürt, dass er auf dieser Welt nicht allein ist. Deshalb ist es gut, wenn Eltern mit und vor den Kleinen das Vaterunser beten. Zwar können Kinder in diesem Alter noch nicht „verstehen“, was dort ausgesagt wird. Aber sie spüren doch, dass das Vaterunser sie nicht nur mit ihren Eltern und Gott, sondern auch mit vielen anderen Menschen verbindet - vor allem, wenn sie mitbekommen, dass es in einem Gottesdienst von allen gesprochen wird. Das schafft ein Gefühl von Gemeinschaft: Ich gehöre dazu!

Aus: Elternbrief 11

Loslassen

Loslassen kann man nur,
wenn man weiß,
dass man weich fällt.

Loslassen kann man nur,
wenn man weiß,
dass man in die Liebe anderer Menschen
hineinfällt.

Loslassen kann man nur,
wenn man weiß,
dass man sich in die Liebe Gottes hinein
loslässt.

Conrad M. Siegers

Rituale: Vor dem Schlafen ein Kreuzzeichen auf die Stirn

Beten ist so etwas wie eine Pause im Leben. Das Gebet kann zu den schönsten Momenten im Miteinander von Eltern und Kindern werden. Das kommt jedoch nicht von selbst, sondern muss schon früh begonnen und ausprobiert werden.

Wenn Eltern ihr Kind abends ins Bett bringen, ihm eine gute Nacht wünschen und vielleicht noch ein Küsschen geben, stellt sich möglicherweise das Gefühl ein, dass da noch irgend etwas fehlt. Aus diesem Gefühl heraus lesen viele Väter und Mütter ihren Sprösslingen noch eine Gute-Nacht-Geschichte vor oder ziehen an der Spieluhr. Man kann in dieser Zeit aber auch von und mit Gott sprechen und sich dadurch nicht nur vertrauensvoll dem Schlaf, sondern ebenso vertrauensvoll Gott überlassen.

Die Mutter oder der Vater kann dem Kind vor dem Einschlafen ein Kreuzzeichen auf die Stirn machen und dabei zum Beispiel sagen: „Der liebe Gott hat Dich ganz, ganz lieb, noch mehr als Papa und Mama.“ So kann eine andächtige Atmosphäre entstehen, die Gott Raum gibt und das Kind spüren lässt, dass es außer den Eltern noch einen Größeren gibt, bei dem es sich geborgen fühlen darf. Und obwohl es die Bedeutung des Wortes und des Kreuzzeichens (noch) nicht versteht, spürt es, dass hier etwas ganz Wichtiges geschieht und dass hier

ein grundlegendes Geheimnis des Lebens spürbar wird.

Wie die Abende können auch die Morgen oder das Zusammensein bei Tisch Anlässe zum Gebet sein. Und nicht immer muss es rituell gestaltet sein, sondern kann auch frei formuliert werden. Alles, was Kinder und Eltern an Schönerem und Leidvollem erleben, können sie vor Gott bringen.

„Heute strahlt die Sonne so toll und der Himmel ist so blau, dass es eine Freude ist. Danke schön, lieber Gott, für diesen Tag.“

Oder:

„Benjamins Katze ist überfahren worden, und Benjamin ist jetzt ganz traurig. Vater im Himmel, lass ihn mit seiner Trauer nicht allein.“

Eine andere Möglichkeit, etwas vom christlichen Glauben zu erzählen, sind christliche Kinderlieder.

Je mehr Gott ganz natürlich und ungezwungen zur Sprache gebracht wird, um so vertrauter und selbstverständlicher kann für das Kind später das Sprechen mit Gott und das Gebet werden. Anregungen dazu finden sich in guten religiösen Kinderbüchern. Der Fachbuchhandel und die Bücherei der Pfarrgemeinde helfen bei der Auswahl solcher Bücher weiter.

Aus: Elternbrief 6

Die Bibel: auch ein Kinderbuch

Wie Eltern am besten damit umgehen

Mit Kindern die Bibel lesen?

Versteht ein Fünfjähriger denn überhaupt, worum es da geht?

Werden ihn etwa die Passionsberichte nicht überfordern oder sogar verstören?

Können wir Eltern ihm erklären, was es mit den Krankenheilungen, Totenerweckungen und der Auferstehung wirklich auf sich hat?

Das Sonntagsevangelium von der Totenerweckung der Jairus-Tochter und das Stegreifspiel, in dem einige Kinder diese Erzählung nachvollzogen, hatte unsere Sprösslinge offensichtlich beeindruckt. Jedenfalls spielten sie zu Hause auch „Totenerweckung“. Aus dem Kinderzimmer hörte ich unseren dreijährigen Sohn laut rufen:

„Hilfe, ich sterbe!“

Worauf sein fünfjähriger Bruder durch die Tür stürmte:

„Tatü, tata, Jesus ist schon da!“

Ein abschreckendes Beispiel dafür, wie Kinder mit biblischen Erzählungen umgehen? Ein Beleg, dass die Bibel eben kein Buch für Kinder ist und ihren Horizont überschreitet?

Im Gegenteil: Der Vergleich mit dem Rettungswagen zeigt, wie Kinder die Berichte der Bibel in ihre Erlebniswelt zu übersetzen versuchen.

Kinder lassen sich von kaum etwas anderem so faszinieren wie von spannenden Geschichten, Geschichten, wie sie die Bibel in Hülle und Fülle erzählt.

„Mich faszinierten die unglaublichen Geschichten der Bibel, ihre eigentümlich schöne Sprache, die mich völlig widerstandslos machte“, lässt der Schriftsteller Christoph Hein die Hauptfigur seiner Erzählung „Drachenblut“, eine atheistische Ärztin, erzählen.

Die Bibel weist sogar selbst darauf hin, dass gerade Kinder für ihre Berichte ein offenes Ohr haben:

„In jener Zeit sprach Jesus: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast.“

Verstehen Kinder die Bibel also vielleicht sogar besser als Erwachsene?

Was den gefühlsmäßigen, persönlichen Zugang zu ihren Texten angeht, ganz bestimmt. Erwachsene lesen die Bibel auch heute noch vielfach mit Fragen im Hinterkopf, ob ihre

Berichte auch tatsächlich „stimmen“ (Und die Bibel hat doch recht!) - und verbauen sich und den Kindern womöglichst den Weg zum Verständnis der Bilder, Symbole und Botschaften, die in der Bibel wie in jeder guten Erzählung stecken. Kinder hören und lesen die biblischen Berichte viel unvoreingenommener - ähnlich wie sie anscheinend heutzutage Märchen am ehesten und besten verstehen, die doch ursprünglich Geschichten für Erwachsene waren.

Wenn Eltern mit ihren Kindern die Bibel lesen, verzichten sie also am besten auf große Erklärungen. Dass zum Beispiel die Erzählung von der Erschaffung der Welt kein naturwissenschaftliches Protokoll darstellen soll, steht inzwischen außer Frage; nur die Zeugen Jehovas halten noch daran fest. Biblische Berichte derart wissenschaftlich zu „untermauern“ hieße verheerende Zweifel der Kinder an der Glaubwürdigkeit der Bibel (und/oder ihrer Eltern) für die Zukunft vorprogrammieren.

Für das Verständnis der Kinder spielt es auch kaum eine Rolle, ob Jesus tatsächlich über das Wasser gegangen ist. Unser neunjähriger Sohn, der zu Hause einen „Gottesdienst“ für die Familie abhielt und über den Sturm auf dem See „predigte“, ließ die Frage offen: „Wie hat Jesus das gemacht? War er etwa ein Zauberer? Nein. Was war er dann? Ich weiß es nicht. Amen.“ Kinder werden mit diesem Nichtgenau-Wissen ohne Probleme fertig.

Eltern brauchen sich deshalb nicht zu scheuen zuzugeben, dass sie solche Fragen ihrer Sprösslinge zu den biblischen Erzählungen selbst nicht genau beantworten können. Selbst das öffnet den Kindern die Bibel eher als Beteuerungen geschichtlicher oder naturwissenschaftlicher „Richtigkeiten“, die dem Glauben der Kinder Unglaubliches abverlangen und so ein späteres Verständnis der „tieferen Bedeutung“ dieser Berichte eher verschließen. Darauf kommt es ja eigentlich auch für die Erwachsenen viel entscheidender an: also etwa die Erzählung „Jesus wandelt über das Wasser“ in Beziehung zu setzen zu unseren eigenen Ängsten, zum Beispiel der, in einer „nachchristlichen“ Zeit von den anderen wegen unseres Glaubens verspottet zu werden.

Wie stellen Eltern es also praktisch am besten an, mit Kindern die Bibel zu lesen?

Die Erfahrungen und Methoden der Märchen-erzähler beweisen eindeutig: Erzählungen wirken am unmittelbarsten, wenn sie frei erzählt statt vorgelesen werden. Nach Möglichkeit sollten die Eltern also die biblischen Texte mit eigenen Worten nacherzählen - natürlich müssen sie dazu die Geschichte vorher gelesen haben und sehr genau kennen.

Für kleinere Kinder reichen die meist kurzen Geschichten der Bibel völlig, ältere wünschen sich dagegen „mehr“. Die Eltern dürfen dann durchaus die Bibeltex-te ausmalen, indem sie die damaligen Zeitumstände beschreiben oder die Erzählungen in die heutige Welt hineinver-setzen. Sorgen, der Bibel unrecht zu tun, brau-chen sie sich dabei kaum zu machen. Solange Eltern ihre Kinder nicht glauben machen, alles hätte sich tatsächlich so zugetragen, erfassen Kinder den Kern der biblischen Botschaft bes-ser als die Erwachsenen oft glauben wollen.

Wer Anregungen zum Erzählen und Ausmalen der Bibel sucht, findet sie in jeder Pfarrbüche-rei und in vielen Buchhandlungen in Mengen. Für kleinere Kinder gibt es eine ganze Reihe guter Bibel-Bilderbücher. So stellt Emil Maier-F. in schmalen Bändchen jeweils eine Ge-schichte aus der Bibel in Bildern dar (z. B. Je-sus macht Zachäus froh, Vom reichen Fisch-fang, Vom verzeihenden Vater usw., alle er-schienen im Kath. Bibelwerk Stuttgart).

Mit der Zeit lernen auch kleinere Kinder, die Geschichten zu diesen Bildern selbst zu erzäh-len, unterstützt und angestoßen durch Fragen der Eltern. Dabei können die Väter und Mütter gut erkennen, wie ihre Sprösslinge die Erzäh-lungen verstehen, und um so gezielter auf sie eingehen.

Die größeren Erzählansprüche älterer Kinder (etwa ab 3.Schuljahr) kann zum Beispiel „Die Bibel erzählt“ von Karel Eykman und Bert Bouman (Herder-Verlag Freiburg / Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn) zufrieden stellen. Seit unser Sohn dieses Buch mit großem Interesse liest, sind die Eltern als Erzähler biblischer Geschichten für ihn nicht mehr so begehrt. Er fragt nur noch gelegentlich, wenn er einen Be-griff nicht versteht.

Weitere empfehlenswerte Titel:

Elmar Gruber, Die Bibel in 365 Geschichten erzählt, Herder-Verlag Freiburg;

Jörg Zink „Der Morgen weiß mehr als der Abend. Die Bibel für Kinder“ und „Geschichten von Jesus für Kinder erzählt“ (beide im Kreuz-Verlag Stuttgart erschienen)

Die besten Gelegenheiten, Kindern aus der Bibel vorzulesen oder zu erzählen, eröffnen natürlich Fragen und Bedürfnisse der Kinder selbst. Und die kommen am häufigsten in den Hoch-Zeiten der Kirchenjahres, also zu Weih-nachten und Ostern, nach Gottesdienstbesu-chen und abends vor dem Schlafengehen. Für die Hochfeste bieten sich die Texte um die Geburt und Passion Jesu von selbst an. Und falls die Kinder nicht selbst mit gezielten Fra-gen nach bestimmten Bibeltex-ten kommen: Warum sollten die Eltern nicht „einfach so“ hin und wieder eine Bibel-Geschichte erzählen, die ihnen besonders gut gefällt oder am Herzen liegt? Sofern die Geschichten einen erzähleri-schen Charakter haben. Zu den Apostelbriefen werden Kinder (wie auch Erwachsene) ohne fachliche Hilfe kaum einen Zugang finden!

Wir Erwachsenen haben oft das Gefühl, dass in unserem Leben nur nackte Tatsachen und Wahrheiten eine Rolle spielen, Geschichten und Erzählungen dagegen zwar schönes, aber letztlich überflüssiges Beiwerk darstellen. Tat-sächlich schlägt sich menschliches Leben und Bewusstsein aber viel stärker in Geschichten nieder. Auch in der Kirche, wenn auch lange Jahre im Religionsunterricht die richtigen Antworten auf die Katechismusfragen mehr zählten als die Kenntnis der Bibel.

„So kommt der Glaube vom Hören“, schreibt Paulus im Römerbrief, und der Theologe J. B. Metz nennt die Kirche eine „Erzählgemein-schaft“. Wenn Eltern den Glauben ihren Kin-dern weitergeben wollen, dürfen sie diese christliche Erzähltradition nicht aufgeben.

Curt Seligmann

„... den du, Maria, gut erzogen hast“

Warum, so frage ich mich, gibt es unter den fünfzehn Gesätzen des Rosenkranzes keines, das die Erziehungsleistung Marias würdigt? Ihren Glaubensgehorsam, ihre Leidenschaft und den Lohn dafür hat man entsprechend bedacht, doch das, was mir schon deswegen so ungeheuer wichtig erscheint, weil ich selber täglich am eigenen Leibe erfahre, wie schwer es ist, seine Kinder richtig zu erziehen, wird von Maria mit keiner Silbe je erwähnt.

Nun mag man meinen, dass Jesus seiner Mutter das Erziehungsgeschäft leicht gemacht hat - so etwa nach dem Motto: Kann ein göttliches Kind seiner Mutter das Leben schwer machen? Nun, die wenigen Stellen der Bibel, die von der Mutter Jesu handeln, legen die Vermutung nahe, dass Jesus ein überaus schwieriges Kind war und seine Mutter seinen Lebensweg eher sorgenvoll als heiter betrachtete. Schon mit 12 Jahren machte Jesus sich völlig selbständig und sagte seiner Mutter nicht einmal, wo er verblieb, und als Maria mit ihrer Verwandtschaft den etwa dreißigjährigen Jesus zur Raison bringen wollte, weil die Leute sagten, er sei übergeschnappt, tat er so, als ginge ihn seine Mutter nichts an. Leicht hatte Maria es mit Jesus wahrscheinlich nicht. Doch darum geht es mir eigentlich gar nicht. Zumal es den Evangelisten an diesen Stellen wohl auch nicht darum ging, Erziehungsprobleme zu thematisieren. Viel interessanter finde ich die Frage, wie Maria es geschafft hat, in Jesus die Ich-Stärke sich entwickeln zu lassen, die er für die konsequente Verkündigung seiner Botschaft später benötigte. Wie und wo hat Maria gelernt, den Willen des Jesuskindes nicht zu brechen? Nun mag man wieder einwenden, der göttliche Knabe habe seine Ich-Stärke eben als göttliche Anlage von seinem göttlichen Vater mit auf die Welt gebracht. An allen entscheidenden Fragen immer wieder Rekurs auf die Göttlichkeit Jesu zu nehmen, nimmt jedoch seine Menschlichkeit nicht ernst. Warum sollte Maria nicht in der Lage gewesen sein, Jesus durch ihr mütterliches Erzieherinverhalten zu der Ich-Stärke und menschlichen Autonomie zu verhelfen, die ihn furchtlos von der Liebe Gottes sprechen, ihn dabei das Leben kosten und ewiges Leben bekommen ließ?

Die Bibel lässt uns mit dieser Fragestellung allein, und so phantasie ich einfach mal, wie Maria sich möglicherweise ihrem Kind gegenüber verhalten hat. Es könnte ja sein, dass es auch unseren Kindern und ihrer psychischen

Entwicklung gut tut, wenn wir uns ihnen gegenüber so verhalten wie ich einfach mal annehme, dass Maria sich Jesus gegenüber verhielt. Ich kann nicht glauben, dass die menschliche Entwicklung Jesu von der Einstellung Marias zu ihrem Kind unabhängig war. Zu deutlich prägt entwicklungspsychologisch die Mutter ganz entscheidend das Lebensschicksal eines Jungen und Mannes (ebenso natürlich das eines Mädchens und einer Frau).

Meine erste Erziehungsphantasie Maria betreffend geht dahin, dass ich annehme, dass Maria ihr Kind nicht als ihr Kind betrachtete, sondern als Kind Gottes. Nun, was würde sich in unserer Erziehungspraxis nicht alles zugunsten unserer Kinder ändern, wenn wir unsere Kinder nicht als unsere Kinder, sondern als Kinder Gottes ansähen? Vielleicht hat Maria ihr Kind, ihr Gotteskind, für etwas Besonderes gehalten (mit Recht natürlich!)? Und wie entwickeln sich unsere Kinder, wenn wir sie für etwas ganz Besonderes halten? Der sich selbst vollziehenden Prophezeiung folgend, wollen sie dann möglicherweise werden, wofür wir sie halten! Nun mag, so phantasie ich weiter, Maria der Überzeugung gewesen sein, von einem Kind, das nicht ihr Kind, sondern Gottes Kind ist, nicht erwarten zu dürfen, was sie möchte, sondern was Gott möchte. Und was geschähe, wenn wir unsere Erwartungen an unsere Kinder zugunsten anderer, göttlicher Erwartungen zurücksteckten? Und vielleicht erlaubte Maria ihrem Kind, sich frei zu entfalten, weil sie glaubte, die göttliche Anlage und die göttlichen Anteile ihres Kindes seien eh besser als das, was sie ihm als menschliche Mutter mitgeben könnte. Und was würde mit unseren Kindern geschehen, wenn wir die göttlichen Anteile unserer Kinder höher bewerteten als alles, was wir ihnen mitgeben können? Spätestens jetzt wird jeder ernst zu nehmende Pädagoge laut aufschreien und vehement behaupten, dass das Verhalten und die Entwicklung unserer Kinder ganz und gar das Produkt ihrer Eltern und unserer Gesellschaft sind, und damit basta! Vielleicht hatte Maria nur dies eine allen späteren Pädagog/inn/en, Erzieher/innen und Müttern voraus, dass sie felsenfest vom Göttlichen in ihrem Kinde überzeugt war - und auf diese Weise davor bewahrt blieb, die menschliche Entwicklung und Reifung Jesu zu erschweren und zu verhindern.

Conrad M. Siegers

Das verwöhnte Jesuskind

„Ach“, sagte Anna zu Sara, ihrer Nachbarin, „wie Maria mit ihrem Sohn umgeht, das gefällt mir gar nicht.“

„Warum?“ fragte Sara nach. „Macht sie etwas falsch?“

„Und ob“, erwiderte Anna, „sie verwöhnt ihn nach Strich und Faden. Wenn er schreit, nimmt Maria ihn gleich auf den Arm und versucht ihn zu beruhigen. Der Junge wird zu den unmöglichsten Zeiten gestillt und kann nicht einmal mehr richtigen Hunger entwickeln. Außerdem schmust sie ständig mit ihrem Jesus herum. Das Kind kommt ja gar nicht richtig zur Ruhe. Kein Wunder, dass es immer noch nicht nachts durchschläft!“

„Und“, fragte Sara mitfühlend weiter, „hast du ihr nicht gesagt, dass sie Jesus dadurch viel zu sehr verwöhnt?“

„Natürlich! Aber weißt du, was sie mir geantwortet hat?“

„Nein, was denn?“

„Heute macht man das nicht mehr so wie früher. Kinder brauchen die ungeteilte Zuneigung einer konstanten Bezugsperson. Das ist ganz wichtig für die psychologische Entwicklung eines Kindes. So kleine Kinder kann man gar nicht genug verwöhnen. Das hat sie gesagt.“

„So ein Quatsch!“ entrüstet sich nun auch Sara, „die tut ja fast so, als ob wir alles falsch gemacht hätten.“

„Ja, genau!“ fuhr Anna fort. „Du wirst schon sehen, was du davon hast, habe ich ihr gesagt. Wenn du so weitermachst, wird dein Kind dich ganz schön tyrannisieren, und außerdem lernen verwöhnte Kinder nie, selbständig zu werden. Da hat sie mich ganz hochmütig angeschaut und gemeint: Jesus nicht, Jesus ist ein ganz besonderes Kind.“

„Ach!“ sagte Sara. „Das glauben sie alle, die jungen Mütter. Sie himmeln sie an, ihre Kleinen, und vergessen darüber sogar noch ihre Männer. Doch warte mal ab, wenn Jesus erst größer wird.“

„Genau das ist ja mein Problem. Ein Kind, das so verwöhnt wird, muss doch unerzogen werden und missraten. Und so einer ist dann mein Enkel. Aber was soll ich tun? Maria lässt sich nichts sagen.“

„Tja“, bestätigte Sara, „da kann man als Großmutter nichts machen.“

„Was wird aus diesem Kind noch werden?“

Die Antwort wohl wissend, schüttelte Anna den Kopf, verabschiedete sich von Sara und machte sich an ihre alltägliche Arbeit.

Conrad M. Siegers

Und so steht´s in der Bibel:

Nach drei Tagen fanden sie Jesus im Tempel, er saß mitten unter den Lehrern, hörte ihnen zu und stellte Fragen.

Alle, die ihn hörten, waren erstaunt über sein Verständnis und über seine Antworten. ...

Als seine Eltern ihn sahen, waren sie sehr betroffen, und seine Mutter sagte zu ihm:

„Kind, wie konntest du uns das antun? Dein Vater und ich haben dich voll Angst gesucht.“

Da sagte er zu ihnen

„Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört?“

Doch sie verstanden nicht, was er damit sagen wollte.

Lk 2,46-50

18 Thesen zur christlichen Erziehung

1. Christliche Erziehung ist eine Erziehung aus der Sicht des Glaubens.
2. Glauben ist nicht die Erfüllung bestimmter Gebote und Anforderungen, sondern Vertrauen auf den Sinnzuspruch des Lebens.
3. Erziehung aus der Sicht des Glaubens ist der Versuch der Weitergabe und Vermittlung des eigenen Vertrauens auf Gott.
4. Vertrauen auf Gott ist somit unabdingbar und Voraussetzung christlicher Erziehung.
5. Die Bemühung der Eltern um Erwerb, Vertiefung und Erhalt des eigenen Vertrauens (Glaubens) ist daher erstes Gebot und unmittelbarer Bestandteil christlicher Erziehung.
6. Sich Selbstvertrauen kann nur, wer selbst Vertrauen erlebt hat. Vertrauen ist daher immer vermittelt. Glauben ebenfalls. Man kann nicht unmittelbar glauben, sondern nur durch die Vermittlung vertrauensvoller Personen (= Glaubenstradition).
7. Glauben ist daher auf Mitmenschen angewiesen, die zum einen das Vertrauen vermitteln und es zum anderen erhalten und stützen (= Gemeinschaftsbezug).
8. Vertrauen ist immer durch Misstrauen gefährdet. Unglaube begleitet immer den Glauben. Um Vertrauen zu erhalten, muss man den Unsinn-Erfahrungen des Lebens sinnvolles Leben entgegensetzen.
9. Zum sinnvollen Leben gehören sinnvolle Rahmenbedingungen (= Gesellschaftsbezug).
10. Glauben muss durch praktizierte, leibhaftige Liebe genährt werden (= Orthopraxie). »Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr! Herr!, wird in das Himmelreich kommen, sondern nur, wer den Willen meines Vaters im Himmel erfüllt.« (Mt 7, 21)
Sich gläubig nennen, ohne Gottes Liebe weiterzutragen, ist Lüge und zerstört Vertrauen.
11. Grundlage des *christlichen* Glaubens ist das absolute Vertrauen auf Gott, das Jesus Christus in seinem Leben und Sterben gezeigt hat.
12. Sein radikales Vertrauen kann unseren Glauben herausfordern und uns darin bestärken, dass wir garantiert sinnvoll und richtig handeln, wenn wir versuchen, aus dem Vertrauen auf Gott unser Leben zu gestalten.
13. Um besser wirksam zu sein, muss der Zuspruch Gottes und seine Liebe bewusst gemacht werden. Das kann geschehen im Nacherzählen der biblischen Geschichten (die Intention der Evangelisten war ja auch, zum Glauben zu führen), im Nachdenken und im Nachtun dessen, was Jesus tat (Nachfolge).
14. Zur christlichen Erziehung gehört daher konkretes Erleben, kritische Reflexion und antizipierende und provozierende Vorwegnahme erfüllten Lebens in narrativer Form (= Glaubensinhalte).
15. Christliche Erziehung kann nicht durch die Eltern allein geleistet werden. Gemeinde und Gesellschaft müssen dazu beitragen.
16. Da die heutige Gesellschaft nur wenig Wert auf Glauben, Vertrauen und liebevolle Strukturen legt, christliche Erziehung aber auf eine christliche Umgebung nur schwer verzichten kann, ist die Bildung christlich geprägter gesellschaftlicher Substrukturen notwendig (= Gegengesellschaft). Das bedarf eines starken Zusammenhalts der Menschen, die bewusst christlich leben wollen (Minderheitenbewusstsein)
17. Für den von unserer Gesellschaft geprägten Menschen bedeutet Christsein und -werden Umdenken, Umlernen und Andershandeln - nämlich aus einem anderen Sinnentwurf heraus. Anders zumindest als tagtäglich durch Medien und Werbung veröffentlicht wird und durch eigene Verhaltensweisen, Verhaltensweisen anderer und durch das Leben unter den Gesetzen der Industriegesellschaft erlebt wird (= Umkehr).
18. Das alles gehört zur christlichen Erziehung. Daher gilt der Satz: Noch nie war sie so schwierig wie heute!

Conrad M. Siegers

Christlich erziehen - aber wie?

Glauben bestand vor noch nicht allzu langer Zeit darin, alle Antworten aus dem Katechismus zu kennen und sich genau an Kirchengelobte und moralische Vorschriften zu halten. Das religiöse Leben war von Furcht und Formeln geprägt. Gespräche über religiöse Themen wurden vermieden, weil Eltern Angst hatten, Kindern etwas Falsches beizubringen. Zweifel gab es kaum oder sie wurden mit dem stereotypen Satz beantwortet:

„Das musst du halt glauben“.

Keine Frage: Das alles ist anders geworden. Statt Glaubensdressur zu betreiben gilt es heute, Kindern christliche Grundhaltungen als Angebot Gottes nahe zu bringen.

Diese Denkweise muss nicht ängstlich auf Einhaltung alter Formen bestehen, sondern sie kann neue Ausdrucksformen entwickeln und finden.

Damit ist es aber keineswegs einfacher geworden, Kinder zum christlichen Leben zu erziehen. Viele Eltern sind heutzutage verunsichert.

Das Wichtigste: Wie alles andere Wesentliche lernen Kinder auch die grundsätzlichen Bestandteile christlichen Lebens am besten durch das Vorbild ihrer Eltern. Natürlich können Eltern ihren Kindern nur diejenigen Grundlagen des Glaubens vermitteln, die für sie selber wichtig und bestimmend sind. Sie brauchen sie dazu nicht einmal bewusst kennen und benennen können. Was wir wirklich glauben, kommt in jeder kleinen Tat unseres Lebens zum Ausdruck. Es bedarf keiner besonderen Anstrengung, unsere religiösen Grundüberzeugungen an unsere Kinder weiterzugeben, sondern es genügt, den eigenen Glauben lebendig zu halten. Diese Einstellung entlastet uns bei der Beantwortung vieler Einzelfragen.

Aber natürlich reicht das elterliche Vorbild allein nicht aus. Wenn das der Fall wäre, müssten die Kinder von überzeugten, fleißig praktizierenden Eltern ebenso begeistert Gottesdienste besuchen und sich in den Gemeinden engagieren. Jeder weiß, dass das nicht so ist. Wir können unsere Kinder nicht zum Christsein zwingen. Wenn wir uns selbst an christlichen Grundhaltungen orientieren, wie

Liebe, Toleranz, Vertrauen *und* Freude am Leben, können unsere Kinder aber vielleicht erfahren, wie man Christ wird.

Eng damit in Zusammenhang steht eine weitere Grundhaltung, die bei einer modernen christlichen Erziehung nicht fehlen sollte: Christliches Leben heißt auch, Freiheit gewähren. Lassen Sie Ihrem Kind die Freiheit, den Glauben der Eltern auch mal abzulehnen. Wie Gott von uns Menschen freie Zustimmung und Antwort auf seine Liebe will, so darf christliche Erziehung keine zwanghafte Hinführung zum Glauben bedeuten, sondern sie sollte viel eher ein Angebot sein.

Kinder lernen heutzutage auch viel eher als ihre Eltern, dass es nicht nur einen Weg gibt, gläubig durchs Leben zu gehen. Sie erleben im Kindergarten Glaubensformen andersgläubiger Kinder - vielleicht verhält sich auch die Tagesmutter nicht so religiös, wie sie es von zu Hause gewöhnt sind. Wenn daheim vor dem Essen gebetet wird, bei der Tagesmutter aber nicht, können das Kinder aber ganz gut einordnen, ohne sofort existentielle Glaubensfragen zu stellen.

Ein anderes Problem, das sich vielen Erwachsenen stellt, ist für Kinder meist gar keines: die Frage des Gottesdienstes bei konfessionsverbindenden Ehen. Werden Kinder in allen wesentlichen Fragen in einem Glauben der Liebe und des Vertrauens zu Gott erzogen, schadet es keineswegs, wenn Sie mit ihnen einmal den katholischen und einmal den evangelischen Gottesdienst besuchen. Natürlich sollten Sie in diesem Zusammenhang alle Fragen, auch kritische, in Ihrer Familie offen beantworten.

Noch ein letztes, oft vernachlässigtes Element ist wichtig: Kindern Freude und Spaß am Umgang mit Gott zu vermitteln. Mit Drohungen wird das Kind kein liebevolles Verhältnis zu Gott aufbauen können. Und auch uns Erwachsenen schadet es nicht, wenn uns durch die Kinder bewusst wird: Wir sind Verkünder der frohen Botschaft, nicht der schlechten Nachricht.

Sonst lernt das Kind doch nicht beten! *Religiöse Erziehung an den Eltern vorbei?*

Ob es nun um das Gottesbild geht oder Formen von Frömmigkeit: die Ansichten zu religiösen Fragen gehen zwischen den Generationen oft weit auseinander. Zum Problem entwickeln sich diese Glaubensfragen oft, wenn es um die religiöse Erziehung der (Enkel-) Kinder geht: Wie können Eltern und Großeltern Konflikte darüber vermeiden?

Wo müssen Sie an einem Strang ziehen, wo sind Abweichungen erlaubt?

Wer den christlichen Glauben als Lebenshilfe erfahren hat, der möchte diesen Schatz nicht nur seinen Kindern weitergeben, sondern auch den Enkeln. Doch das ist leichter gewollt als verwirklicht. Zwischen Großeltern und Enkeln stehen nämlich häufig Eltern, die ihre eigene oder auch gar keine Meinung zur religiösen Erziehung haben. Ein fruchtbarer Boden für Konflikte und Meinungsverschiedenheiten - die gläubige Großeltern übrigens oft ihren Schwiegertöchtern und -söhnen „in die Schuhe schieben“.

Da tauft eine Großmutter ihr Enkelkind heimlich, als sie merkt, dass weder Tochter noch Schwiegersohn daran denken. Nicht nur, weil die Heimlichkeit sie quält, erzählt sie ihrer Tochter davon. Sie will ihr gleichzeitig deutlich machen, dass das Kind nunmehr auch christlich zu erziehen sei. Die Eltern reagieren entsprechend. Aus Sorge um das Seelenheil der Enkeltochter hat die Großmutter jede Chance verscherzt, ihre Glaubenserziehung positiv zu beeinflussen.

Da bestürmt eine andere Großmutter ihren Sohn, der eine evangelische Frau heiratete, doch ja für eine katholische Erziehung des Enkels zu sorgen. Er habe das schließlich auch beim Brautexamen versprochen. Die Mutter will allerdings das Kind in ihrer Gemeinde beheimaten und mit der evangelischen Lebensform des Glaubens vertraut machen und weist die „Einmischung“ der Schwiegermutter empört zurück. Ergebnis: Beide gehen sich möglichst aus dem Weg, die Großmutter verliert jeden Einfluss auf die Erziehung des Enkels.

Da einigen sich die Eltern darauf, in der Glaubenserziehung auf jedes Druckmittel, auch das sanfteste, zu verzichten. Die Großeltern leiden zwar darunter, dass ihre Enkel weder zu re-

gelmäßigem Gottesdienstbesuch noch zum Tischgebet angehalten werden - aber wie können sie nachhelfen?

Oder die Eltern, die sich in einem katholischen Jugendverband kennen lernten, brechen aus Verärgerung über den Pfarrer den Kontakt zur Kirche ab und nun fragen sich die Großeltern, wie sie bei ihren Enkeln an Glauben retten können, was noch zu retten ist.

Schon diese wenigen Beispiele machen klar, dass Großeltern in ihrer verständlichen Sorge um die Enkel leicht übers Ziel hinausschießen können. Neben der Frage:

„Was können wir tun?“

muss also auch die Frage stehen:

„Was sollten wir - auch im Interesse der Enkel - lieber nicht tun?“

1. Jeder versteckte, heimliche Versuch, die Glaubens- und konfessionelle Erziehung der Enkel zu beeinflussen, ist nicht nur unlauter, er bringt auch nichts und schadet sogar, wenn die Eltern sich hintergangen fühlen und deshalb die Kontakte zwischen Großeltern und Enkeln abbrechen.
2. Großeltern sollten tunlichst vermeiden, andere Störungen im Verhältnis zu ihren Kindern und Schwiegerkindern auf dem Feld „religiöse Erziehung“ auszutragen. Das ist gar nicht so selten: Die „Alten“ ärgern sich darüber, von den „Jungen“ nicht genügend beachtet zu werden, äußern aber nur ihr Missfallen über deren „unchristliches“ Verhalten.
3. Geschichten aus der Klamottenkiste („Zu unserer Zeit..“), als mit der religiösen Einstellung und dem Verhalten noch alles in Ordnung war, helfen in einem Gespräch über Fragen der Glaubensweitergabe nicht weiter. Großeltern ersparen ihren Kindern *und* Schwiegerkindern deshalb am besten Vorwürfe in Sachen religiöser Erziehung.
4. Versuche, sich als Unheilspropheten zu betätigen und die Ehepartner gegeneinander auszuspielen, und Spaltungssätze wie „Ich hab' dir ja immer gesagt, dass dein Mann keine Religion im Bauch hat“, stören die Paarbeziehung um so empfindlicher, je stärker die Bindung der Eltern an

die Großeltern noch ist. Auch das kann nicht im Sinn einer gelungenen Glaubenserziehung der Enkel sein!

So eingeschränkt die Möglichkeiten der Großeltern also erscheinen mögen: Trösten können sie sich mit den folgenden beiden Überlegungen:

- Großeltern dürfen ruhigen Gewissens darauf verzichten, sich für die religiöse Erziehung der Enkel verantwortlich zu fühlen. Sie sind es nicht. Sie können (und müssen) den Eltern dabei helfen, allerdings nur in dem Maß, wie diese es wünschen.
- Der Weg zu einer persönlichen, willentlichen Glaubensentscheidung ist lang. Sie fällt nicht allein in der Kindheit und ist außerdem auch nicht durch eine noch so gekonnte Hinführung zum Glauben „machbar“. Die Gewissheit, dass Gott auch andere Wege zum Glauben kennt als die unseren und dass er das Heil der Menschen will, sollte die Großeltern entlasten.

Großeltern dürfen ihre Aufgabe bei der Glaubensvermittlung also nicht zu wichtig nehmen. Schließlich wirken noch andere Kräfte mit daran, ob sie gelingt oder nicht: neben den Eltern und Großeltern auch gesellschaftliche Zeitströmungen und die konkreten Erfahrungen mit der Kirche „vor Ort“. Das alles heißt nicht, dass die Großeltern überhaupt keine Möglichkeiten hätten:

- Die Freiheit und Glaubensentscheidung der Eltern zu respektieren bedeutet nicht, dass die Großeltern mit den eigenen Glaubensüberzeugungen und Lebensweisen hinterm Berg halten müssen. Sie dürfen nur nicht den Anspruch erheben, andere müssten sich auch danach richten.
- Selbstverständlich können und dürfen Großeltern ihren Enkelkindern - auch im religiösen Bereich - all das anbieten, von dem sie wissen, dass die Eltern damit einverstanden sind. Und wo sie sich unsicher fühlen, bietet es sich natürlich an, offen miteinander über diese Glaubensfragen zu sprechen.
- Außerdem dürfen und sollen Großeltern ihren Enkelkindern die Glaubensgeschichte ihres Lebens als persönliche Erfahrung erzählen und so deutlich machen, wie und wo sie den christlichen Glauben als Hilfe zum Leben erlebt haben. Dabei muss der Akzent auf dem Erzählen liegen. Die Botschaft des

Erzählens lässt dem Zuhörer die Freiheit, sie anzunehmen oder abzulehnen, sie interessant oder langweilig zu finden, daraus etwas zu lernen oder eben nicht. Gerade dieses freilassende Mitteilen lebenswichtiger Erfahrungen tut den Enkelkindern schon deshalb gut, weil man sie ja von allen Seiten beeinflussen und erziehen will.

- Natürlich brauchen Großeltern sich in Gegenwart ihrer Enkelkinder auch dann religiös nicht anders verhalten, wenn sie wissen, dass die Eltern ihrer Enkel davon nichts halten. Es kann für die Enkel sogar gut sein, ihre Großeltern anders zu erleben als ihre Eltern. Sie dürfen aber dabei keinen Druck auf ihre Enkel ausüben.
- Wenn Enkelkinder Fragen stellen nach dem Sinn des Lebens und des Todes, des Leides und der Schuld, der Existenz Gottes oder andere existentielle Fragen, dann dürfen und müssen Großeltern ihre persönlichen Glaubensantworten darauf geben, auch wenn sie wissen, dass die Eltern ihrer Enkel ihre Glaubenshoffnung nicht teilen. Die Kinder werden damit, dass ihre Großeltern anders glauben als ihre Eltern, schon zu recht kommen.
- Andere Gelegenheiten, den eigenen Glauben in Worte zu fassen und so ihren Enkeln zu vermitteln, bieten die zahlreichen religiösen Feste und Feiertage. Hier dürfen, ja sollten Großeltern den ursprünglichen religiösen Sinn der weitgehend kommerzialisierten Feste erläutern und ihren Enkeln die Symbole, Zeichen, Ausprägungen und Bedeutungen religiösen Brauchtums zu erschließen versuchen.
- Die beste und wirksamste Art der Glaubensvermittlung, die eigentlich christliches Leben aus dem Glauben ausmacht, ist das konkrete Verhalten zueinander, zu Nachbarn, Freunden und in der Gemeinde. Erlebnisse prägen mehr als jedes noch so gutgemeinte Wort. Gerade dort, wo man am wenigsten „pädagogisch“ vermitteln will, kommt am meisten über. Deshalb ist die Weitergabe des Glaubens weniger eine Sache der Erziehung als des Miteinanders, sprich: des Lebens miteinander.

Curt Seligmann

Die kinderfreundliche Pfarrgemeinde

Nicht alles von „oben“ erwarten

Kinderfreundliche Pfarrgemeinde: das hört sich fast an wie ein Fremdwort mit deutschem Klang. Dass Kinder im kirchlichen Leben kaum berücksichtigt werden, dass die Gemeinden sich völlig an Erwachsenen orientieren, dass Priester nicht genügend auf Kinder eingehen - mit Beispielen für solche Klagen ließen sie ganze Seiten füllen. Ändern kann daran nur der etwas, der selbst aktiv wird; wer alles nur von „oben“ erwartet, von den Priestern, Pfarrgemeinderäten und anderen „Offiziellen“, der muss mit Sicherheit lange warten.

Doch was können Eltern schon tun? Was macht überhaupt eine kinderfreundliche Pfarrgemeinde aus? Kindergottesdienste? Kinder- und Jugendgruppen? Ferienfahrten? Einrichtungen wie Kindergarten und Jugendheim? Die Anstrengungen, Kindern und Jugendlichen den Glauben nahe zu bringen - Sakramentenvorbereitung, Besinnungstage, Glaubensgespräche? Ginge es allein danach, so brauchte sich niemand über ein kinderfreundliches Gemeindeleben den Kopf zu zerbrechen; denn solche Angebote gibt es in den meisten Gemeinden schon seit Jahren.

Kinderfreundliche Gemeinde zeichnet sich nicht in erster Linie durch die „Serviceangebote“ für Kinder und Jugendliche aus, sondern eher durch die Art und Weise, in der sie ihren Nachwuchs in ihr alltägliches Leben einbezieht und die Bedürfnisse und Vorschläge der jungen Generation berücksichtigt. Es geht nicht um einen Sonderstatus für Kinder, sondern darum, dass sie bekommen, was ihnen im Grunde zusteht: eine natürliche, ihrem Alter entsprechende Beteiligung am Leben der Gemeinde, wobei ihre Ansprüche nicht weniger ins Gewicht fallen als die der Erwachsenen - nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Dazu könnten und sollten ihre Eltern einen entscheidenden Beitrag leisten: die Bedürfnisse ihrer Kinder lautstark in der Gemeinde vertreten, statt kleinlaut auf Angebote von anderen zu warten. Das fällt am leichtesten in der Gemeinschaft mit anderen Eltern; so lässt sich im kleinen Kreis einer Familiengruppe hervorragend einüben, was man später auf die große Gemeinde zu übertragen wünscht. Wer diese Chance nicht hat, sollte keine Scheu haben, Priester oder Pfarrgemeinderäte direkt anzusprechen. Sie sind in aller Regel für Vorschläge und Anregungen aus der Gemeinde offen und dankbar.

Natürlich muss jeder, der in einer Gemeinde

etwas verändern möchte, dabei auch Widerstände einkalkulieren. Um eine Gemeinde kinderfreundlich zu machen, bedarf es vielfach einer geänderten Einstellung gegenüber Kindern - und das geht nicht von heute auf morgen.

Kinder ernst nehmen und sie ganz selbstverständlich ins Alltagsleben integrieren - das gilt natürlich auch und vor allem für die Gottesdienste. Kinder gehören von klein auf mit in die Gottesdienstgemeinde. Die Eltern sollten sich daher nicht scheuen, die Kleinen vom Babyalter an regelmäßig mit in die Messe zu nehmen. So lernen sie von Anfang an, dass der Gottesdienst ganz selbstverständlich zum Familienleben gehört.

Allerdings können die Eltern die Kleinen im Gottesdienst nicht zwingen, stillzusitzen und keinen Laut von sich zu geben - sie sollen es auch gar nicht. Warum die Kinder nicht einfach laufen lassen? In diesem Punkt müssen sich Eltern mit kleinen Kindern gegenseitig Mut machen, damit sie nicht fluchtartig den Gottesdienst verlassen, wenn sie die Ablehnung der erwachsenen Kirchenbesucher zu spüren bekommen.

An diesem Beispiel zeigt sich sehr deutlich, was kinderfreundliche Gemeinde bedeuten kann: Warum müssen im Gottesdienst die Kinder immer auf die Bedürfnisse der Erwachsenen Rücksicht nehmen? Warum nicht umgekehrt? Weshalb begegnen viele Gemeinden diesem Problem durch besondere Krabbelmessen (einmal im Monat) - statt umgekehrt durch besondere Gottesdienste für Gläubige, die sich von schreienden und herumtornenden Kindern gestört fühlen (etwa am Abend, wenn die Kinder schlafen)?

Natürlich bringt den Kleinkindern ein Gottesdienst (im Augenblick) nicht viel, aber sie können in die Kirche ihrerseits viel an wohlthuender Natürlichkeit, an Kontakten und Naivität hineinbringen. Ältere Kinder und Jugendliche verlangen in der Regel nach besonderen Formen, ihren Glauben und ihr Erleben auszudrücken: darstellendes Spiel, Meditation, Nachtwallfahrten, „Frühschichten“ und dergleichen mehr.

Die Eltern dürfen solche ungewohnten, für sie selbst vielleicht sogar komischen Vorschläge nicht einfach aufgrund ihres vermeintlichen Erfahrungsvorsprungs abblocken und ihnen die eigenen Frömmigkeitsformen aufzwingen. Kinder sollen ihren Glauben auf ihre Weise

kreativ ausdrücken. Davon können auch Erwachsene profitieren. Sie lernen wieder Unvoreingenommenheit, Unbekümmertheit, Spontaneität, Mut, sich auf neue Erfahrungen einzulassen, die echte Bemühung, Reden und Handeln in Einklang zu bringen. Das Gemeindeleben erschöpft sich nicht im Gottesdienst. Darüber hinaus verwirklicht Gemeinde sich in den Kontakten ihrer Mitglieder untereinander. Die private Fluchtburg Familie ist heutzutage meist zu klein, um dieses Bedürfnis der Menschen voll abzudecken. Zumal die Kinder kommen zu kurz, wenn sie in den weitaus meisten Familien keine oder höchstens ein Geschwister haben. Anlass genug also für eine kinderfreundliche Gemeinde, Raum und Zeit für unbeschwerte Kontakte der Kinder untereinander zu schaffen:

Krabbelstuben für die ganz Kleinen, Eltern/Kind-Kontaktkreise für die größeren, Spiel- und Bastelnachmittage, zweck-lose Montags-, Dienstags-, ...-Treffs, Kinder- und Jugendgruppen. Fehlen dazu in der Gemeinde die Räume (was nur selten vorkommt), dann können Eltern so etwas notfalls auch reihum in den eigenen Wohnungen organisieren. Apropos Jugendgruppen: Natürlich können Eltern sie auch selbst aufbauen; und wo das Angebot schon da ist, brauchen sie ihren Nachwuchs keineswegs nur den Gruppenleitern zu überlassen. Wenn sie einzelne Aktivitäten der Gruppe mittragen, können sie deren Horizont erheblich erweitern.

Familienwanderungen, Ausflüge, gemeinsame Wochenenden, Theater- und Gesellschaftsspiele, Erzähl- und Singrunden, Ferienlager, die Einrichtung einer Teestube oder eines Milchcafés vertiefen solche Kontakte. Und natürlich Feste, die ganz besonders integrativ wirken. Dass Kinder darin ihre Ideen und Bedürfnisse einbringen können, hat sich weithin eingebürgert - mit großem Erfolg.

Häufige Kontakte schaffen die besten Voraussetzungen für gegenseitige Hilfe, wenn Not am Mann, an der Frau oder am Kind ist. Gerade wenn ihre Kinder noch klein sind, müssen die Eltern - zum Wohl ihrer Kinder! - des öfteren von den Kleinen entlastet werden, brauchen sie Helfer, die ihnen die Kinder abnehmen, sie beaufsichtigen und mit ihnen spielen; sei es, weil die Eltern arbeiten, einkaufen oder zum Arzt müssen, sei es auch nur, dass sie ab und zu einmal einfach etwas Zeit für sich selbst und ihren Partner brauchen. Organisierte Babysitterdienste können hier einspringen. Einfacher wäre es noch, wenn „arbeitslose“ Großeltern sich einmal in ihrer Straße umschaun und

Familien mit kleinen Kindern ihre Hilfe anboten.

Eine große Hilfe bei der Vermittlung solcher kleinen und großen Dienste leistet ein ‚Schwarzes Brett‘ für Familien, auf dem sie ihre Wünsche anmelden und hilfsbereite Mitbürger ihre Bereitschaft erklären können. In vielen Einkaufsmärkten hängen solche ‚Schwarzen Bretter‘ schon - warum nicht auch im Eingang der Kirche? Auf diesem Weg können sich auch die verschiedensten Elterninitiativen zusammenfinden: für die Errichtung eines Bolzplatzes, die Sicherung des Schulwegs, Hausaufgabenbetreuung, Fahrgemeinschaften und vieles mehr. Übrigens: Natürlich können und sollen sich auch Kinder und Jugendliche in gegenseitiger Hilfe üben. Dafür können sie sich mit Hilfe der Erwachsenen eine Reihe von Feldern erschließen, sich um ältere Leute kümmern, um behinderte Kinder und Jugendliche, um Ausländerkinder, um Schüler mit Lernschwierigkeiten. Nicht nur Kinder zu fördern, auch Kinder zu fordern gehört zu den Zutaten einer kinderfreundlichen Gemeinde!

Am besten funktioniert die gegenseitige Hilfe unter Eltern, die einer Familiengruppe angehören und sich von daher schon gründlich kennen. Familiengruppen übernehmen aber auch in anderer Hinsicht eine wichtige Aufgabe: Sie fördern das Gespräch zwischen den Generationen, dienen also der Elternbildung. Verständnis von Generation zu Generation zu wecken, ist allerdings nicht immer ganz einfach: es kann dabei nicht darum gehen, die „unreifen Jugendlichen“ oder die „festgefahrenen Alten“ zur eigenen, natürlich „besseren“ Auffassung zu bekehren, sondern mit Geduld, Toleranz, Wohlwollen und genauem Hinhören voneinander zu lernen.

Wer eine Pfarrgemeinde kinderfreundlich machen will, kann das auf vielen Wegen versuchen: auf problemlosen (wie mit einem Kinder-Kummerkasten), anspruchsvollen (Angebot erwachsener „Gesprächspaten“ für Jugendliche, die Probleme vertrauensvoll erörtern wollen), ungewöhnlichen (eine Gebetschule mit regelmäßigen Fragestunden an den lieben Gott) oder solchen, die das Lehnen grundlegend verändern (Wohngemeinschaft mehrerer Familien). Eltern, die sich für ihre Kinder engagieren wollen, steht hier also ein weites Feld offen; ein Feld, das allerdings niemand beackern wird, solange sie es nicht selbst tun.

Conrad M. Siegers

Eltern stehen Hilfen zu - Interview mit Conrad M. Siegers*

Wann ist Ihrer Meinung nach die Erziehung des eigenen Kindes in der Krise, bei der Mutter und Vater sich Hilfe holen sollten? Lässt sich da überhaupt eine Grenze ziehen?

Wenn ich zu Veranstaltungen oder Vorträgen zu Erziehungsthemen eingeladen werden, sage ich den Eltern oftmals etwas scherzhaft: „Keine Angst, Ihre Kinder missraten von selbst.“ Die Wahrheit dieses Witzes ist, dass Eltern die Entwicklung ihrer Kinder niemals im Griff haben, sie wissen allerdings nicht, dass sie dafür weder ausschließlich zuständig noch allein verantwortlich sind.

Es grenzt schon an ein Wunder, wenn Kinder (trotz Erziehung) gut geraten. Und eine Familie, die keine Konflikte kennt, gibt es hoffentlich nicht. Denn Konflikte und Krisen sind Reifezeiten. Gerade in der heutigen Zeit ist Erziehung nicht kinderleicht. Waren sich noch vor einigen Jahrzehnten alle Eltern und andere Autoritätspersonen darin einig, wie Kinder zu erziehen seien - was den Kindern nicht unbedingt gut getan hat - wissen heute weder Eltern noch Kinder so richtig, woran sie sind. Jede Frau und jeder Mann erziehen nach Gutdünken und bestem Wissen und Gewissen, doch was richtig ist, vermag heute keiner mehr so richtig zu sagen. Und so wurstelt man sich mit seinen Problemen durch.

Wenn Kinder dann Probleme machen oder auffällig werden, glauben Eltern versagt zu haben, vergleichen ihre „störrischen“ Kinder mit denen der Nachbarn und Bekannten und basteln sich ein daraus ein schlechtes Gewissen. Hauptsache, es fällt nicht zu sehr auf! Mit Schuldgefühlen ist jedoch weder Kindern noch Eltern geholfen.

Doch um auf ihrer Frage zurückzukommen: Ich glaube, dass alle Väter und Mütter in den wichtigen Umbruchsituationen ihrer Kinder (vom ersten Trotzalter bis hin zum Auszug aus der familiären Gemeinschaft) Hilfe brauchen.

Was tun?

Das einfachste, aber in unserer Zeit zugleich das Schwerste ist es, anderen von seinen Problemen mit seinen Kindern zu erzählen. Eltern

erfahren dadurch am schnellsten und eindrucksvollsten, dass es anderen Eltern mit ihren Kindern ähnlich ergeht und fühlen sich in ihrer Situation nicht mehr so hilflos und allein. Wichtig ist dabei allerdings, sich hierfür Personen zu suchen, die zuhören können, ohne gleich Ratschläge und Lösungen anbieten zu müssen. Wenn Eltern in ihrem Freundes- oder Bekanntenkreis solche Personen nicht kennen, dann ist der Gespräch mit einem professionellen Helfer angesagt.

Welche Hilfen sollten sich Eltern (Paare oder allein Erziehende) dann suchen? Wie gehen sie dabei am besten vor?

Ob in einer akuten Lebenskrise oder nicht: Hilfreich sind im alltäglichen Erziehungsgeschäft die verschiedenen Gruppen und Angebote, die es in vielen Städten und (Pfarr-) Gemeinden gibt: Familiengruppen und Gesprächskreise, Treffpunkte für allein Erziehende und Elternstammtische, themenbezogene, entspannungsfördernde und kreative Bildungsangebote von Familienbildungsstätten und anderen Bildungseinrichtungen (Volkshochschulen und Bildungswerke privater Träger) die Teilnahme an Elternabenden der Kindergärten und Schulen usw. Und wer sich Hilfe holen möchte in spezieller Einzelberatung, kann sich an Erziehungsberatungsstellen wenden.

Weil massive Probleme mit Kindern oftmals Ausdruck eines unbewältigten ehelichen oder partnerschaftlichen Konfliktes sind, können auch Gespräche mit Eheberater/innen weiterhelfen. Weil die Beratungsstellen stark frequentiert werden, sollte man sich möglichst rechtzeitig, d.h. schon zu dem Zeitpunkt, an dem man spürt, dass man gut fremde Hilfe brauchen könnte, zu einem Beratungsgespräch oder -prozess in einer kirchlichen Beratungsstelle anmelden.

Warum würden Sie gerade eine katholische oder evangelische Beratung empfehlen?

Von den Berater/inne/n in kirchlichen Einrichtungen weiß ich, dass sie gut ausgebildet sind

* aus: Angela Reinders, *Kinder brauchen Gott. Wie man Kindern Vertrauen in das Leben schenkt*, München: Pattloch 2001, 166-170

und sich regelmäßig weiterbilden. Außerdem fühlen sie sich dem christlichem Menschenbild verpflichtet. D.h. sie haben das ganzheitliche Wohl des Menschen im Auge, wissen sich und andere - besonders in Krisensituationen - von Gott angenommen und bejaht und bemühen sich daher auch, die unbedingte Liebe Gottes zu allen Menschen in ihrer Beratungsarbeit konkret spürbar werden zu lassen.

***Eltern in einer Erziehungskrise empfinden sich selbst als Versager, besonders, weil die Erziehung ihrer Kinder vielen anderen ja ohne fremde Hilfe gelingt.
Wie gehen Sie damit um?***

Ich versuche, in Seminaren, Workshops und anderen Veranstaltungen den Eltern zum einen deutlich zu machen, dass sie nicht die alleinigen Agenten von Erziehung sind und dass es in unserer Gesellschaft viele Einflüsse gibt, denen alle Eltern quasi ohnmächtig gegenüberstehen. Zum anderen versuche ich Eltern miteinander ins Gespräch zu bringen, damit sie merken, dass anderen Eltern die Erziehung ihrer Kinder auch nicht ohne Hilfe gelingt und dass sie vielleicht nur andere Hilfsquellen haben. Außerdem möchte ich den Eltern vermitteln, dass sie nicht nur für ihre Kinder da sein dürfen, sondern mehr an sich selbst denken müssen - etwa nach dem Motto:
„Hauptsache, den Eltern geht´s gut!“
Dann wird es den Kindern auch besser (er-)gehen!

Wie helfen Sie Eltern, die Angst vor erneuten Krisen abzubauen?

Wer einmal eine richtige Krise mit Hilfe anderer Menschen durchstanden hat, wird sich in Zukunft auch wieder zu helfen wissen und zumindest bereit sein, nach Hilfe Ausschau zu halten und es nicht für unter seiner Würde halten, hilfsbedürftig zu sein.

**voll sehnsucht will ich schlafen
(in anlehnung an 1 Kön 19,5)**

schlafen will ich
wie elija
nicht länger
den bunten träumen
meiner sehnsucht folgen
deren wege
gepflastert sind
mit enttäuschungen
und illusionen
deren verheißungen
trügerisch locken
in ewigkeit
beten will ich
um brot und wein
um jemanden der
meine sehnsucht
schlafen
und meine seele
ruhen lässt
der achtsam
über mich wacht
und mir
frieden schenkt
finden lassen
will ich mich
von dir gott
in deiner hand geborgen
will ich spüren
den hauch deiner
zärtlichkeit
dann vielleicht
traue ich mich
meiner sehnsucht
zu trauen
und
zu suchen
was längst
verloren
schien

Marianne Willemsen

„Ich will nicht mehr zur Kirche“ - Der Streik am Sonntagmorgen

Für die Drei- und Vierjährigen ist es noch eine große Neuigkeit; sie fühlen sich in der Kirche „wie die Großen“. Die Sechsjährigen hält die Aussicht bei der Stange, bald mit zur Erstkommunion zu gehen. Doch danach droht die Langeweile: Einem Zehnjährigen bietet der sonntägliche Gottesdienst nicht mehr viel Neues. Für die Eltern bricht eine Welt zusammen, wenn die Sprösslinge sich plötzlich weigern, mitzugehen. Wie können sie reagieren?

Das hätten wir uns nicht träumen lassen. Unser Sohn, der gerade erst vor einem Jahr mit großer Begeisterung seine Erstkommunion feierte, erklärt uns unverhofft und im bestimmtesten Ton:

„Ich geh‘ nicht mehr mit euch in die Messe.“

Hatten wir uns nicht wirklich bemüht, in Sachen „religiöse Erziehung“ alles richtig zu machen?

Unserem Sohn unsere christlichen Überzeugungen nach besten Kräften erklärt und vorgelebt?

Waren wir nicht, sobald sie sich in der Kirche ruhig genug verhielten, immer mit den Kindern gemeinsam zur Messe gegangen - gerade auch in die speziellen Kindergottesdienste?

Waren nicht unsere Kinder von diesen Erlebnissen immer wieder begeistert?

Und nun geht das Problem mit dem allsonntäglichen Kirchengang in unserer Familie noch früher los als bei anderen, die (noch?) regelmäßig gemeinsam die Sonntagsmesse besuchen!

Unser Sohn will den Kirchengang bestreiken, den wir aus unserem sonntäglichen Familienleben nicht mehr wegdenken können.

Waren alle unsere Bemühungen umsonst?

Wir wollten der Sache auf den Grund gehen.

„Warum?“

„Ich hab‘ keine Lust mehr.“

„Was gefällt dir denn nicht mehr am Gottesdienst?“

„Ich habe einfach keine Lust mehr.“

„Du bist doch früher so gerne mitgegangen!?“

„Jetzt lasst mich endlich damit in Ruhe. Ich hab‘ wirklich keine Lust mehr!“

Mehr konnten wir aus unserem geliebten Sohn nicht herausbringen.

Was tun?

Schließlich wissen wir, dass unsere Reaktion auf diese Neuigkeit schnell zu einer unerwünschten Kettenreaktion führen könnte.

Lassen wir zum Beispiel zu, dass unser Sohn zu Hause bleibt, dann könnte er das als elterliche Erlaubnis und Genehmigung missverstehen

und/oder den Eindruck gewinnen, dass uns so viel nun auch nicht daran liegt. Und Gefallen daran finden, sonntags länger zu schlafen und samstags noch länger aufzubleiben.

Vor allem könnten auch die jüngeren Kinder bald anfangen, gegen ihre „Sonntagspflicht“ zu maulen.

Also: Wehret den Anfängen!

Wir müssen etwas tun - aber was?

Erste Möglichkeit:

„Dass du nicht mehr mitgehst, kommt überhaupt nicht in Frage. Wir gehen, und du gehst mit. Basta!“

Aber, ehrlich gesagt, widerstrebt uns diese Art elterlicher Machtausübung. Uns ist das zu autoritär, zu diktatorisch. Sollten wir statt dessen nicht lieber versuchen, auf Einsicht und Verstand unseres Sohnes zu setzen?

Zweite Möglichkeit:

„Jetzt lass‘ uns mal vernünftig miteinander reden. Sieh mal...“

Wahrscheinlich wird er allerdings hinter allen Bemühungen, ihn mit „vernünftigen“ Argumenten wieder für den Gottesdienst zu gewinnen, bloße Überredungsversuche wittern. Die Macht des Wortes verspricht also ebenso wenig Erfolg wie das Machtwort.

Dritte Möglichkeit:

Wenn ihm der Gottesdienst in unserer Gemeinde nicht mehr gefällt - vielleicht spricht ihn die Messgestaltung in einer Nachbargemeinde mehr an?

Dieser Versuch würde allerdings uns Eltern einige Überwindung kosten, da wir uns in unserer Gemeinde zu Hause fühlen.

Außerdem: Je mehr wir überlegten, desto geringer schätzten wir die Erfolgsaussichten ein. Wenn er im Gottesdienst etwas zu tun hätte, als Messdiener zum Beispiel, sähe womöglich alles anders aus. Doch auch für die Idee werden wir ihn jetzt kaum gewinnen.

Vierte Möglichkeit:

„Wenn du mit uns in die Kirche gehst, unternehmen wir auch am Nachmittag was Tolles.“

Bestechung also. Aber das ist erstens ein höchst zweifelhaftes Geschäft („Suche Religiosität, biete Elternliebe“), und zweitens würde die Sonntagsgestaltung für uns bald zur Qual: für jede Messe eine neue Attraktion?

„Taktische“ Mittel stürzen uns also nur von einer Verlegenheit in eine andere.

Wir müssen das Problem in seinem Kern anpacken. Wie sind eigentlich unsere eigenen Eltern damit fertig geworden?

Leider hilft die Frage uns nicht weiter. Das Problem war für sie nämlich keins. In unseren Heimatdörfern wäre kein Kind auf den Gedanken gekommen, die Sonntagsmesse mit Wissen der Eltern zu schwänzen. Aber heute hält dieses „Milieukorsett“ niemand mehr. Bei vielen Freunden unserer Kinder besuchen die Eltern den Gottesdienst ja selbst nicht!

Vielleicht steckt tatsächlich hinter der Lustlosigkeit unseres Sohns der Wunsch, nicht anders zu sein als die Mehrheit seiner Klassenkameraden.

Also müssten wir ihm deutlich machen, dass wir als Christen eine andere, eigenständige, bessere Lebensauffassung haben - dass es allerdings auch schwerer ist, sie zu praktizieren, als sich einfach von den Strömungen der Mehrheit mitreißen zu lassen.

Aber wie das einem Zehnjährigen klarmachen?

Die entscheidende Hilfe brachte uns schließlich die Frage:

„Wie geht eigentlich Gott selbst mit uns um, wenn wir von ‚seinem‘ Weg abweichen?“

Eine Reihe biblischer Erzählungen zeigte uns schnell, dass Gott die freie Zustimmung der Menschen will. Er lässt sie Irrwege, Umwege und Holzwege gehen. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn macht das besonders deutlich.

Wir haben uns daher entschlossen, uns am Verhalten Gottes ein Beispiel zu nehmen.

Wir werden unseren Sohn weder mit direkten noch mit versteckten Mitteln zwingen, mit uns die Sonntagsmesse zu besuchen. Selbst auf die Gefahr hin, dass wir demnächst auch den jüngeren Kindern ihre eigene Entscheidung in dieser Frage zubilligen müssen.

Die Entscheidung fiel uns nicht leicht. Aber haben wir überhaupt eine andere Chance?

Wenn wir unseren Kindern diese Freiheit nicht lassen, werden sie sie sich nehmen, sobald sie können - dann wahrscheinlich, ohne ihre Abwendung von der Kirche je wieder zu überdenken.

Wir haben unserem Sohn also gesagt:

„Es tut uns weh, dass du nicht mehr mit uns

gehen willst. Für uns ist der Gottesdienst ein Dienst Gottes an uns, auf den wir nicht verzichten wollen. Aber wir wollen dich nicht zwingen.“

Durch unseren Verzicht, Druck auszuüben, können unsere Kinder zumindest lernen, dass Glauben und auch Teilnahme am Gottesdienst eine Sache der freiwilligen Entscheidung und Zuwendung zu Gott ist. Natürlich kennen wir das Risiko, unserem zehnjährigen Sohn soviel Selbstbestimmung zu gewähren, und können verstehen, wenn andere Eltern in dieser Lage anders entscheiden. Aber wir hoffen, dass das, was uns als Ab- und Umweg erscheint, vielleicht sogar eine Abkürzung auf dem Weg zu einem persönlichen Verhältnis zu Gott ist.

Karin und Curt Seligmann

Fürbitten gegen den Strich

Vater im Himmel, die ganze Welt ist Dein Werk, und in Deinen Händen liegt alle Macht. Wir bitten Dich:

- Greife nicht in unsere Verhältnisse ein. Denn wir wären dann nicht mehr frei und könnten nicht mehr Dein Partner sein.
- Hilf nicht einzelnen von uns aus ihrer Not. Denn Du würdest dann alle benachteiligen, denen Du nicht hilfst.
- Höre unsere Bitten, aber erhöere sie nicht. Du würdest sonst denen, die Dich um etwas bitten, das Leben zu einfach machen.
- Sei für uns da, aber nimm uns nicht unser Leben ab. Wir möchten unser eigenes Leben leben.
- Mach Dich bemerkbar, wo keiner Dich vermutet. Dann wird Dich auch keiner von uns ausnutzen.
- Sei mit uns, wie andere Menschen mit uns sein könnten: Gefährte, Tröster, Verliebter, Freund, Mutter, Kind.
- Bleibe bei uns mit Deinem Versprechen, unsere Zukunft zu sein. Nimm uns aber die Zukunft nicht schon voraus.
- Entziehe uns nicht das Fundament unseres Lebens, Deine Liebe.
- Strafe uns nicht, denn die Folgen unseres Tun strafen uns schon genug.

Mächtiger Gott, Du gehst mit uns machtlos und herrschaftsfrei um. Dafür danken wir Dir.

Conrad M. Siegers

Dramaturgie der Feier der Advents- und Weihnachtszeit in der Familie

Vorschläge zur Entdramatisierung einer hektischen Zeit der Besinnung

Alle Jahre wieder. . . kommt die Weihnachtszeit und beschert uns das Problem, sie möglichst sinnvoll, sinnlich und sinnenreich zu gestalten. Und alle Jahre wieder versuchen wir, mit diesem Problem möglichst kreativ umzugehen: indem wir jedes Jahr nach möglichst neuen und originellen Ideen der Gestaltung suchen und mit ihrer Hilfe jedes Jahr neu die Advents- und Weihnachtszeit bebasteln, bebacken, befeiern und besinnen.

Leider stellt sich uns dieses Problem nicht allein, sondern allüberall wird versucht, diese Zeit in diesem Jahr besonders schön und intensiv zu gestalten. So kommt es, dass von Jahr zu Jahr die Menge der Anbieter und Angebote, Helfer und Helfershelfer wächst und einer Familie mit beispielsweise drei Kindern das Heft der selbstbestimmten Inszenierung der Festzeit mit Entschiedenheit aus der Hand genommen und ersetzt wird durch das Gefühl heilloser Überforderung, die nun ihrerseits allen Helfern und Anbietern zur Sicherung ihrer Existenzberechtigung verhilft.

Um konkreter zu werden: Bei einer Familie mit drei Kindern im entsprechenden Alter ist der Alltag der Advents- und Weihnachtszeit bis zum Rand gefüllt mit Fest- und Feiertagen. So muss man - allein schon aus Gründen der Gerechtigkeit - an den Adventsfeiern in Kindergarten, Grund- und weiterführender Schule teilnehmen, der Freunde und Bekannten wegen an den Feierstunden im Verband, Sportverein und in der Gartenkolonie, zur Festigung der Nachbarschaftsbande sich an deren Feier beteiligen. Die Weihnachtsfeier im Betrieb ist ohnehin obligatorisch, und auch ein Familiengesprächskreis kommt mit der Zeit auf die Idee, mal etwas mit den Kindern gemeinsam zu machen, und was bietet sich da besser an als die Adventszeit?

Doch damit nicht genug. Ein wesentlicher und eigentlicher Bestandteil der Advents- und Weihnachtszeit fehlt noch: die Besinnung. Und daher gibt es auch hierzu eine Reihe guter Angebote, an denen man nicht so ohne weiteres vorbeikommt. Mit dem Erfolg, dass man schließlich von einer adventlichen Besinnung zur anderen hetzt und auf diese Weise an den Rand der Besinnungslosigkeit gerät. Be-

sinnung bis zur Besinnungslosigkeit. In dieser Gefahr befinden sich vor allem die Familien von haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter/inne/n im kirchlichen Dienst.

Weil sich hierzu die Aufgabe gesellt, für alle möglichen Leute - insbesondere natürlich für alle Familienmitglieder - möglichst sinnvolle, symbolträchtige, offenen und geheimen Wünschen entsprechende persönliche Geschenke zu suchen, zu kaufen und zu machen, um dadurch die Tiefe der Wertschätzung an- und zueinander auszudrücken, geht es mir persönlich vor Weihnachten oft so, dass ich mich immer wieder auf die Zeit *danach* freue und insgeheim denke: „Weihnachten sollte doch wenigstens einmal im Jahr ausfallen!“ Geht es Ihnen ähnlich wie mir? Wenn ja - um so schlimmer. Denn dazu ist sie eigentlich zu schade, die Advents- und Weihnachtszeit.

Doch wie können wir mit der Welle adventlicher Besinnungen, Feiern und Vorbereitungen, die uns alljährlich überrollt, fertig werden? Wie lässt sich aus (vor-) weihnachtlichem Stress weihnachtliche Freude machen? Im Sog der vielfältigen Angebote und Hilfsdienste sowie des von außen und innen gesteuerten, internalisierten Aufgabenkatalogs, den es als gute christliche Familie zu erledigen gilt, bleibt uns m. E. nur eins: auf die meisten Möglichkeiten der Gestaltung der (vor-)weihnachtlichen Festzeit dankend zu verzichten und diese Zeit im Kreis der Familie sorgfältig zu planen - wie ein Dramaturg beim Theater. Statt Familientheater auf Weihnachten - Weihnachten wie im Theater: Wie in einem Theaterstück die Hinführung zu den Kern- und Höhepunkten jedes Aktes und insbesondere des Schlussaktes bis ins einzelne durchdacht ist, so muss auch die Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit äußerst bewusst geschehen. Und wie man bei einem Theaterstück oftmals mit kleinen Mitteln große Effekte erzielen kann und die Kunst eines Dramaturgen gerade die gezielte Auswahl seiner Mittel und der Verzicht auf alle anderen möglichen Mittel ausmacht, so können wir das (vor-) weihnachtliche Feuer in unserem Herzen wohl eher dadurch retten, dass wir in unseren Familien ganz gezielt Prioritäten setzen, als wie „neue Wilde“

einen Höhepunkt an den anderen reihen zu wollen, einfach - wie wild - drauflos zu feiern und uns so von jeder Stresswelle mitreißen bzw. überspülen zu lassen.

Nicht ohne Grund kommt der Adventszeit im Kirchenjahr nicht der Charakter einer unablässigen Feierzeit zu, sondern - ähnlich wie der Fastenzeit - der Charakter einer Zeit der Einschränkung und Buße, um an Weihnachten besser und intensiver die Gegenerfahrung der Fülle und Freude der maßlosen Zuneigung Gottes zu uns Menschen machen zu können. Weniger ist mehr. Zumindest auf die Weihnachtszeit bezogen hat dieser Grundsatz nicht nur einen dramaturgischen, sondern auch einen Glaubens-Sinn.

Meiner eigenen Vorstellung treu bleibend, möchte ich daher im folgenden weder die Menge an Anregungen, wie man die Advents- und Weihnachtszeit in der Familie sinnvoll gestalten kann, noch die dadurch entstehende Qual der Wahl vergrößern. Denn Anregungen führen eher zu dem Gedanken, man müsse sie eigentlich alle ausprobieren, und verstärken dadurch in der Regel die Schuldgefühle eines irgeleiteten Gewissens, das glaubt, man habe für und mit seiner Familie in der Advents- und Weihnachtszeit nicht genug getan, als dass sie sich unter dem Aspekt anbieten:
„Greift mich bitte nur auf, wenn ich dir und deiner Familie hilfreich erscheine.“

Ich möchte vielmehr ein konkretes (hoffentlich gutes) Beispiel der Selbstbeschränkung und bewussten Planung in der Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit geben - so wie ich sie mir selbst mit meiner Familie in diesem Jahr wünschen würde (es muss dabei gesagt werden, dass ich bei diesem Beispiel die Rechnung noch ohne den Wirt mache, da meine Frau und meine Kinder meine Vorstellungen natürlich nicht unbedingt teilen müssen). Daher folgt nun der Entwurf der Dramaturgie in der Advents- und Weihnachtszeit aus der Sicht eines einzelnen Vaters:

Die Adventszeit beginnt im Grunde - stimmungsmäßig - schon ein paar Wochen vor ihrer Zeit: mit der Martinsfeier. Und da gilt es, sich auch gleich zu entscheiden: die Teilnahme an *einem* Martinszug halte ich für ausreichend. Dabei gebe ich dem Martinszug und -feuer unserer Nachbarschaft den Vorzug. An seiner Vorbereitung kann sich die ganze Familie beteiligen, und außerdem lassen sich die Bas-

telaktivitäten von Kindergarten und Schule gut darin einbeziehen.

Bei der nächsten großen Heiligenfeier, der Nikolausfeier, möchte ich am liebsten mit den Familien unseres Gesprächskreises und weiteren fünf bis sechs Familien in einem Raum des Pfarrheimes zusammen sein. Dabei ist mir wichtig, dass bei dieser Feier vor allem die Kinder zu ihrem Recht kommen. In guter Erinnerung habe ich noch eine Nikolausfeier, bei der wir den Kindern die Nikolauslegende mit Hilfe eines Kasperletheaters mit speziell angefertigten Bühnenbildern vorgespielt haben. Bei dieser Feier sind mir der musikalische Rahmen und das gemeinsame Singen besonders wichtig. Jeder, der ein Instrument spielen kann, kann sich hierbei gut einbringen. Der Heilige Nikolaus, der selbstverständlich zu uns kommen sollte, sollte für jedes Kind einen Lobspruch und eine kleine süße Gabe (für alle Kinder einheitlich) bereithalten. Hinweise auf kindliches Fehlverhalten sind m. E. fehl am Platz. Vor einigen Jahren hatten sich die Eltern unserer Familiengruppe darauf geeinigt, für den Lobspruch des Nikolaus einige positive Eigenschaften ihrer Kinder aufzuschreiben. Dabei fiel mir damals auf, dass viele Eltern sich bei der Sammlung der guten Seiten ihrer Kinder richtig schwer taten. Ein guter Grund, es erneut zu versuchen. Zum Abschluss der Nikolausfeier würde ich gern einige Spiele machen, an denen sich Eltern und Kinder gleichermaßen beteiligen und Spaß haben können.

Als einzige Adventfeier möchte ich mit meiner Familie bei Vorbereitung und Feier des Kindergartens mittun. Denn unsere beiden älteren Kinder verbinden damit angenehme Erinnerungen, und unser Jüngster fühlt sich dort wohl und kann sich bei dieser Feier ein wenig mehr hervortun als seine beiden Brüder. Außerdem kommt man meiner Erfahrung nach im Kindergarten mit anderen Eltern am einfachsten und schnellsten ins Gespräch.

Damit soll nun das von mir gewünschte Festbudget vor Weihnachten auch schon ausgeschöpft sein. Die nun noch zu nennenden Gestaltungselemente beziehen sich daher alle auf das Weihnachtsfest. Da werde ich mich z. B. auf die Suche machen nach einem Buch mit einer Geschichte, die sich abschnittsweise Abend für Abend und Scheibchen für Scheibchen vorlesen lässt. Im letzten Jahr bin ich per Zufall auf ein Buch gestoßen, das unseren Kindern sehr gut gefallen hat: Es war der „Le-

se-Löwen-Advents-Kalender“ (Loewe-Verlag, Bindlach). Dieses Buch hatte den Vorteil, dass es meine Kinder unterschiedlichen Alters faszinierte, dass die Tagesration nicht zu lang war und dass ich mit diesem Buch sogar erreichen konnte, dass meine Kinder sich abends spulten, wenn ich ihnen versprach, aus dem Buch vorzulesen, wenn sie sich alle für die Nacht fertiggemacht hatten. Letzteres soll zwar nicht pädagogisch wertvoll sein, es wirkte aber.

Um zu verhindern, dass die Sorge um den Einkauf von Weihnachtsgeschenken die Adventszeit überschattet, will ich versuchen, dieses Geschäft, so gut es geht, vorzuverlegen in den Monat November. Vielleicht kann der Rest der Familie sich mit dieser Idee ebenfalls anfreunden.

In diesem Jahr möchte ich außerdem möglichst die Adventabende freihalten von Außenterminen und die Zeit nutzen für das Miteinanderspielen und das Zusammensein als Familie. Ich möchte Zeit haben, mit meiner Familie intensiver zu überlegen, wie wir Weihnachten feiern sollen und womit wir wem eine Freude machen wollen. Beides möchte ich in Ruhe und in Muße gemeinsam mit der ganzen Familie vorbereiten können. Insbesondere beim Aufstellen der Krippe und dem Schmücken des Weihnachtsbaumes sollen die Kinder sich aktiv beteiligen können. Vielleicht finden wir so gar die Zeit, eine neue Krippe zu bauen.

Weiterhin wünsche ich mir feste Zeiten der Stille (wenn z. B. die Kinder schlafen) und möchte mit meiner Frau ein oder zwei Konzerte mit meditativer adventlicher Musik besuchen, wobei die Kinder, wenn sie möchten, gern mitkommen dürfen.

Die Sonntagsgottesdienste in der Adventszeit will ich mit meiner Familie gern in unserer Nachbargemeinde mitfeiern. Der dortige Pfarrer hat ein besonderes Charisma für Kinder und versteht es, Kinder ins gottesdienstliche Geschehen einzubeziehen und ihre natürliche Unruhe zuzulassen - was vor allem uns Eltern entlastet.

Auch für die Frage, wann und wie wir die „Bescherung“ feiern sollen, möchte ich genügend Zeit haben, gemeinsam nachzudenken. Dabei geht mir folgende Erfahrung aus dem letzten Jahr nicht aus dem Kopf: Wir hatten in den Jahren zuvor die Bescherung immer am Morgen des ersten Weihnachtstages gefeiert und

uns im letzten Jahr darauf geeinigt, sie auf den Heiligen Abend vorzuverlegen. Selbstverständlich gehörte für mich der Besuch des Gottesdienstes vor die Bescherung, unsere Kinder waren jedoch anderer Meinung. Mit ziemlich massivem Druck gelang es uns jedoch, sie zum vorherigen Besuch der Kindermesse am Heiligen Abend zu bewegen. Die Rechnung dafür bekam ich jedoch beim Zubettgehen präsentiert: Bei der allabendlichen Rückschau auf den vergangenen Tag im Rahmen des Abendgebets gaben mir meine drei Söhne auf die Frage, was ihnen denn an diesem Tag nicht so gut gefallen habe, einmütig zur Antwort: „Die Messe.“ Auf meine rhetorische Frage hin, ob die Messe denn nicht schön genug war, erklärte mein Ältester für alle: „Die Messe hätte noch so gut sein können, wir wollten vor der Bescherung nicht hin, und damit war sie schlecht.“ Diese Erfahrung sollte mich hellhörig machen und in diesem Jahr verhindern, meine Vorstellung von dem, was sich an Weihnachten gehört, dickköpfig gegen den Willen meiner Kinder durchzusetzen.

Vielleicht sollten Familien, die zur regelmäßigen Gottesdienstgemeinde gehören, auf den Kindergottesdienst und die Christmette an Weihnachten ganz verzichten (schon wegen des Gedränges) und zu einem weniger stark besuchten Gottesdienst am ersten und zweiten Weihnachtstag zur Kirche gehen.

Wenn es dann gelingt, für den späten Nachmittag und Abend des ersten oder zweiten Weihnachtstages zwei oder drei befreundete Familien zu uns einzuladen, um mit ihnen Weihnachtslieder zu singen und gemeinsam zu essen, dann hätte ich (hoffentlich) das Gefühl einer entstresssten, entdramatisierten Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit.

Zu einem schönen Ausklang könnte dann noch der Besuch einiger Krippen in den Kirchen unserer Stadt nach Weihnachten werden. Wenig? Für mich mehr!

Conrad M. Siegers

Fürs Beten ist Mama zuständig *Wenn Eltern religiöse Welten trennen*

Sie geht zur Kirche, er nicht.
Und die Kinder?

Wenn Eltern getrennte Wege gehen, was ihr religiöses Leben angeht, werden ihre Sprösslinge das schnell merken. Und der „gläubige“ Partner wird sich schwer tun, seinen Glauben an die Kinder weiterzugeben. Wie kann er trotzdem religiös erziehen?

Für den fünfjährigen Sohn von Mechthild Leitner ist der Sonntag „der Tag, an dem die Mama immer alleine zur Kirche geht“. Früher war es der Mutter hin und wieder gelungen, David und seine ältere Schwester mit zum Gottesdienst zu „schleppen“. Doch die Kinder merkten schnell, dass von ihnen erwartet wurde, sich in der Kirche ungewöhnlich still und ruhig zu verhalten - und da blieben sie doch lieber zu Hause bei ihrem Vater. Den hatten sie dann am Sonntagmorgen wenigstens mal eine Stunde ganz für sich.

In Sachen „Glauben“, „Kirche“ und „religiöse Erziehung“ trennen Mechthild Leitner und ihren Mann Klaus-Georg nämlich Welten. Schon kurz nach der Hochzeit vor zehn Jahren wandte sich Klaus-Georg Leitner von der Kirche ab. Die „praktizierenden“ Katholiken erschienen ihm scheinheilig, unchristlich und inkonsequent, die Hierarchie in der „Amtskirche“ empfand er als „unheiliges“ Mittel, Macht und Einfluss auszuüben. Mit Mühe und Not, so Klaus-Georg Leitner, habe er sich „von den Fehlprägungen seiner religiösen Erziehung“ befreit. Am liebsten wäre er aus der Kirche ausgetreten, doch das wollte er seiner Frau nicht antun.

Mechthild Leitner wiederum nahm zwar die Schwächen und Fehler der kirchlichen Amtsträger und ihrer Mitchristen wahr, wertete sie aber als - menschliche, allzumenschliche - Nebensächlichkeiten. Darauf angesprochen, erklärt sie: „Das kann mich nicht von meinem katholischen Glauben, meinem Verhältnis zu Gott, Christus und zu unserer Gemeinde abbringen.“ Gerade ihr Glaube sei es, der sie „befreite“, ihrem Leben Halt und Grund gebe, und dieses freimachende Vertrauen auf Gott wolle sie ihren Kindern weitergeben. Und dabei fühlt Mechthild Leitner sich allein gelassen. Zwar legt ihr Mann ihr keine Steine

in den Weg, wenn sie versucht, die Kinder zur Religion hinzuführen. Aber unterstützen kann und will er sie dabei nicht.

Den Kindern blieben diese Meinungsverschiedenheiten der Eltern nicht verborgen. „Warum geht die Mama in die Kirche und der Papa nicht?“

Oder:

„Warum betet der Papa nicht mit uns?“

Bei solchen Fragen versuchen die Eltern, den Kindern ihre unterschiedlichen Standpunkte zu verdeutlichen.

„Wir haben zwar Sorge, dass wir die beiden dadurch verunsichern. Aber wir glauben, dass wir ihnen diese Offenheit schulden und wollen nicht aus irgendwelchen ‚pädagogischen‘ Gründen so tun, als ob wir einer Meinung wären.“

Schweren Herzens hat sich Mechthild Leitner mit dieser Situation abgefunden.

„Ich versuche, mein eigenes Leben so gut wie möglich nach dem Glauben zu richten und den Kontakt zur Gemeinde zu halten, vor allem regelmäßig den Sonntagsgottesdienst zu besuchen, wenn’s mir auch nicht immer leicht fällt und ich hinterher oft meinen Mann gut verstehen kann.“ Aber sie hoffe, dass ihr eigenes Beispiel sich später einmal positiv auf die Kinder auswirke. „Den Rest überlasse ich Gott.“

Wenn es um grundsätzliche Unterschiede in Glaubensfragen geht, denken die meisten ganz automatisch an konfessionsverschiedene Ehen, „Mischehen“ also.

Tatsächlich gehen auch Katholiken (oder Protestanten) untereinander in Glaubenssachen ganz verschiedene Wege. Nach einer Umfrage haben bei jeder zweiten Ehe die Partner unterschiedliche Weltanschauungen! Kein Wunder, dass sich Mütter und Väter auch in wesentlichen Erziehungsfragen keineswegs immer einigen können. Mit ähnlichen Problemen und Gefühlen wie Mechthild Leitner müssen sich also viele Mütter und Väter herumschlagen. Möglich, dass sie ihre Situation als noch problematischer empfinden als Eltern in konfessionsverschiedenen Ehen, die sich bewusst zu ihrem Glauben und ihrer Kirche bekennen; die können wenigstens auf einen gemeinsamen „Grundstock“ aufbauen.

Kein Zweifel also: Die Aufgabe, vor die sich Eltern wie Mechthild Leitner gestellt sehen, ist alles andere als leicht. Die Sicherheit, dass ihre Bemühungen auf fruchtbaren Boden fallen und die Kinder, vielleicht sogar der „ungläubige“ Partner, sich irgendwann einmal von ihrem Beispiel überzeugen lassen, kann ihnen nämlich niemand geben. Eltern wie Mechthild Leitner brauchen sich aber auch nicht zu überfordern. Sie brauchen ihre Partner und die Kinder nicht unter Druck zu setzen, zu manipulieren, um ihnen doch ein „katholisches“ Glaubensleben aufzudrängen.

Praktisch können Eltern kaum mehr tun als Mechthild Leitner. Das erwartet nicht einmal die „Amtskirche“. Die Anforderungen, die sie an die katholischen Partner in konfessionsverschiedenen Ehen stellt und die sich wohl auch auf so ungleiche katholische Partner übertragen lassen, machen das deutlich. Danach sollen sie u. a.:

- die christliche Gestaltung des Ehe- und Familienlebens aktiv mittragen,
- die religiöse Erziehung der Kinder fördern, das Gebet pflegen,
- durch beispielhafte Lebensführung den Kindern den katholischen Glauben nahe bringen.

So den eigenen Glauben konkret sichtbar zu machen, bedeutet aber keine „Sonderaufgabe“, sondern eine selbstverständliche Verpflichtung für alle bewussten Christen.

Den Rücken stärken könnte Mechthild Leitner die Erfahrung, dass sie mit ihren Sorgen nicht allein dasteht: in Gesprächen mit Seelsorgern oder anderen Eltern in der Gemeinde, die mit ähnlichen Belastungen fertig werden müssen.

Eine Gemeinde, die ihren Glauben aktiv und gastfreundlich für Familien und Kinder zu leben versucht, auch für deren „ungläubige“ Teile, hätte selbst den größten Nutzen davon.

Curt Seligmann

Lose Sprüche für Eltern

- Die Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt lernen Kinder am besten, wenn die Eltern ihnen Vorbild sind. Um den Kindern ein Vorbild zu werden, müssen Eltern sich ganz klein machen und ihnen zeigen, wie sie sich als Kinder verhalten würden. Dabei müssen sie aber darauf achten, eine entsprechende Rollendistanz zu wahren. Würden sie sich ganz in die Rolle der Kinder hineinversetzen, könnte es sein, dass sie sich plötzlich gegen die Eltern ihrer Kinder wenden.
- Da andere Kinder in der Regel schlechter erzogen werden als die eigenen, können die eigenen Kinder von anderen nicht viel Gutes lernen.
- Eltern sollten die Freunde ihrer Kinder selbst aussuchen. Christlichen Eltern sei geraten, ihren Kindern Jesus zum Freund zu machen. Denn erstens war Jesus ein gut erzogenes Kind, zweitens ist er ein nachahmenswertes Vorbild, und drittens macht er den Kindern keine Dummheiten (mehr?) vor.
- Vorsicht geboten ist beim Umgang der Kinder mit den Großeltern. Denn Oma und Opa versüßen den Kindern oftmals das Leben bis auf die Zähne, die man ihnen dann später ziehen muss.
- Liebe ist zwecklos und muss auch zwecklos bleiben.
- Gerade wenn nichts läuft, ist man laufend in Bewegung. In dieser Situation hilft nur eines: das Laufen einstellen und Vorreiter werden.

Conrad M. Siegers

Katholisches Kind in evangelischer Kirche

Anfrage einer Mutter an die Zeitschrift

„Leben & erziehen“:

„Weil wir im Kindergarten unserer katholischen Pfarrgemeinde vor zwei Jahren für unsere Tochter keinen Platz bekamen, brachten wir sie kurz-entschlossen im evangelischen Kindergarten unter. Mara lebte sich dort gut ein, zumal auch zwei Kinder aus der unmittelbaren Nachbarschaft diese Einrichtung besuchen. Mit dem Kindergarten haben wir keine Probleme; demnächst geht Mara sowieso zur (katholischen) Grundschule. Wohl aber mit den Gottesdiensten: Seit Mara einmal einen sehr kindgemäßen, persönlich gehaltenen Kindergottesdienst in der evangelischen Gemeinde miterlebte, will sie lieber mit ihren Freundinnen Ingrid und Steffi in „deren“ Kirche gehen als in die „langweiligen“ katholischen Gottesdienste.“

Die Antwort auf diese Anfrage lautete:

Zunächst sollten Sie sich einmal darüber freu-

en, dass Ihre Tochter überhaupt Lust hat, in die Kirche zu gehen, und Sie sollten es sich als „Erfolg“ Ihrer Erziehung anrechnen. Allerdings kann ich Ihre Sorge verstehen, dass sich Ihre Tochter in der evangelischen Kirche wohler fühlt. Je weniger theologische Unterschiede eine Rolle spielen, umso wichtiger wird das Gefühl der „Beheimatung“ für die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession.

Nun kann man ein Kind natürlich nicht davon überzeugen, dass es besser ist, einen „langweiligen“ Gottesdienst dem lebendigeren, kindgemäßerem unserer Glaubensgeschwister vorzuziehen. Hier hilft nur, glaube ich, in fruchtbare, friedliche Konkurrenz zu treten und den katholischen Kindergottesdienst genauso attraktiv zu machen wie den evangelischen. Vielleicht sprechen Sie einmal mit Ihrem Pfarrer darüber; eventuell finden Sie sogar andere Eltern, die mit Ihnen gemeinsam Gottesdienste vorbereiten, die die Kinder mehr ansprechen.

Der Teufel in der Schule?

Brief einer anderen Mutter an die Zeitschrift

„Leben & erziehen“:

„Mein Sohn geht ins erste Schuljahr. In Religion wird er von einer Nonne unterrichtet, die die Kinder Dinge lehrt, die mir absolut widerstreben. Zum Beispiel erzählt sie, dass böse Menschen den Teufel in sich haben und in die Hölle kommen. Kann oder soll ich dem entgegenwirken, indem ich mit meinem Kind darüber spreche? Wahrscheinlich wird mein Sohn der Nonne mehr Glauben schenken als mir. Andererseits kann ich nicht zusehen, wie einem Kind durch solche Anschauungen Angst gemacht wird!“

Die Antwort auf diesen Brief lautete:

Gut verstehen kann ich, dass Sie mit den Aussagen, die Ihnen Ihr Sohn aus dem Religionsunterricht erzählt, nicht einverstanden sein können. Denn auch für mich ist das Evangelium eine Botschaft, die froh und frei, aber nicht Angst machen will. Deshalb meine ich, dass Sie auf jeden Fall mit Ihrem Sohn über alles, was er Ihnen aus dem Religionsunterricht erzählt, sprechen sollten - und ihm klar und deut-

lich Ihre Auffassungen und Glaubensüberzeugungen sagen müssen. Sicherlich wird Ihr Sohn Ihnen dann entgegenhalten: „Aber unsere Lehrerin hat gesagt ...“, doch ob er ihr mehr Glauben schenken wird als Ihnen, das möchte ich aus meiner eigenen Erfahrung als Vater dreier Söhne stark bezweifeln. Das sieht manchmal zwar so aus, aber letztlich zählen für unsere Kinder doch das elterliche Vorbild und das elterliche Glaubenszeugnis - wenn es ehrlich ist - sehr viel mehr als Äußerungen von anderen, auch wenn die Lehrerautorität dahinter steht. Wenn Sie es sich zutrauen, hielte ich auch ein Gespräch mit der Religionslehrerin für sinnvoll. Wenn Sie dabei versuchen, Ihre Meinung, Ihre Gefühle, Ihre Glaubensüberzeugung, Ihre Verärgerung und das Problem, ohne Vorwürfe zu machen, anzusprechen, werden Sie möglicherweise auch in Erfahrung bringen, ob Ihr Sohn seine Lehrerin richtig verstanden hat und welche persönlichen und Lebens- und Glaubenserfahrungen hinter dem möglicherweise angstbesetzten Glauben der Religionslehrerin stehen. Ich weiß allerdings, dass dazu viel Mut gehört.

Ein Fest für die Prinzessin? *Gemischte Gefühle am Weißen Sonntag*

Der letzte Weiße Sonntag ist vielen Familien vielleicht noch frisch in Erinnerung: als Fest, das große Freude brachte, hier und da aber auch gemischte Gefühle hinterließ. Denn darüber, wie Kinder, Eltern und Gemeinde den Weißen Sonntag am besten feiern, gehen die Meinungen oft weit auseinander. Für L&E hat ein Ehepaar seine ungunstigen Erfahrungen und Gefühle aufgeschrieben.

Natürlich wussten wir seit langem, dass längst nicht alle Eltern, die ihr Kind zur Erstkommunion anmelden, selbst regelmäßig zur Kirche gehen oder am Gemeindeleben teilnehmen. Trotzdem hat uns erschüttert, was wir beim ersten Elternabend zu hören bekamen. Der Pfarrer und die „Tischmütter“, die die Kinder auf den Weißen Sonntag vorbereiteten, versuchten zunächst mit viel Engagement, den versammelten Eltern die Zusammenhänge zwischen Eucharistie, Gemeinschaft und Gemeinde zu verdeutlichen. Aber dann ging's los:

- „Bekommen wir für alle Verwandten in der Messe am Weißen Sonntag reservierte Plätze?“
- „Stimmt es, dass man während des Gottesdienstes nicht fotografieren darf?“
- „Früher hatten die Jungen in der oberen Anzugasche ein kleines weißes Tüchlein. Ist das auch heute noch so?“
- „Wie lange dauert überhaupt die Messe? Wir müssen im Restaurant noch Bescheid sagen!“

Da hatten wir versucht, unserem Ältesten deutlich zu machen, was uns die Kommunion bedeutet, und ihn jahrelang vertröstet.

(Schon als Zweijähriger hatte er erstmals Ansprüche angemeldet: „Ich will auch ein Bonbon“) Und nun wurde er darauf vorbereitet mit Kindern, denen - „dank“ der Einstellung ihrer Eltern - die Kommunion kaum etwas anderes bedeuten konnte als der Anlass zu einem aufwendigen Familienfest.

Stefan hatte an der Vorbereitung bei der Tischmutter viel Freude, und auch die Feier selbst wurde für ihn zu einem schönen Erlebnis. Wir Eltern allerdings kämpften an diesem Weißen Sonntag mit seltsamen Gefühlen. Wir kamen uns vor wie Statisten in einem Theaterstück mit vielen kleinen, fein ausstaffierten

Prinzessinnen und hübsch uniformierten Prinzen. Von der Freude, dieser Glaubensgemeinschaft anzugehören, in deren Tischgemeinschaft Stefan an diesem Tag aufgenommen wurde, merkten wir wenig.

Die schlechten Erfahrungen beschäftigten uns um so stärker, als unser zweiter Sohn Matthias allmählich „kommunionreif“ ist. Wir sehen uns deshalb nach Alternativen um:

Wie halten andere (Gemeinden) es mit der Erstkommunion ihrer Kinder?

• **Erstkommunion in der Familiengruppe**

Eltern in einer Großstadt-Gemeinde, die sich bei einem Eltern-Kind-Kreis kennen gelernt hatten und jahrelang enge Freundschaft pflegten, erklärten ihrem Pfarrer, sie wollten die Vorbereitung ihrer Kinder auf die Erstkommunion gerne selbst in die Hand nehmen. Er war einverstanden, empfahl und besorgte sogar Bücher und Arbeitshilfen, die den Eltern Anregungen für die Vorbereitung und die Gestaltung des Erstkommunionstags vermittelten.

Die Kinder empfingen die Erstkommunion an einem „ganz gewöhnlichen“ Sonntag, den die Eltern ausgesucht hatten. Anschließend feierten die Familien gemeinsam im Pfarrheim weiter, Großeltern und Paten eingeschlossen. Sie wollten die Eucharistie für die Kinder erfahrbar machen als Sakrament, das Gemeinschaft stiftet und die Grenzen zwischen den „bürgerlichen“ Kleinfamilien aufbricht. Ein großes Fest, das gerade den Kindern viel Freude machte!

• **Erstkommunion in der Familie**

„Wieso darf der Volker das heilige Brot empfangen und ich nicht? Den habe ich vorher in der Kirche noch nie gesehen, und ich gehe doch jeden Sonntag!“

Dieser Logik ihrer 6jährigen Katrin konnten sich die Eltern nicht verschließen. Sie sprachen mit dem Pfarrer darüber und wurden mit ihm schnell einig. Die Eltern bereiteten ihre Tochter vor, an ihrem Namenstag empfing sie zum erstenmal die Kommunion - zufällig in einer Totenmesse. Den Tag, ein normaler Wochentag, feierte die Familie mit einem Ausflug.

- **Erstkommunion ohne Vorbereitung**

Andere Eltern verzichteten - mit Einverständnis des Pfarrers - ganz darauf, ihre Kinder auf die Erstkommunion vorzubereiten: ihre Kinder seien jetzt alt und verständig genug, das Sakrament zu empfangen. Sie gingen dabei von ähnlichen Überlegungen aus wie ein Priester, der, wie wir hörten, allen in der Kirche, auch ganz kleinen Kindern, das Brot austeilte mit der Begründung: „Jesus hat niemand von seiner Gemeinschaft ausgeschlossen, deshalb wollen wir das in unserer eucharistischen Tischgemeinschaft auch nicht tun.“

- **Erstkommunion mit vertiefter Vorbereitung**

Viele Gemeinden behalten zwar den üblichen Rahmen der Erstkommunion bei, bemühen sich aber, die Vorbereitung der Kinder und die Elternarbeit zu vertiefen. Das beginnt schon als „Frühkatechese“ im ersten Schuljahr. Die Eltern werden zu mehreren Abenden eingeladen, um die Wege und Ziele der Kommunionvorbereitung miteinander zu besprechen. Überdies sollen sie die Themen der Gruppenstunden mit den Kindern zu Hause nachbereiten, etwa die biblischen Geschichten noch einmal lesen und besprechen oder die Aufgaben in den Vorbereitungsmappen gemeinsam machen.

In einigen Gemeinden wird ein neuer Ansatz ausprobiert, der versucht, Erstkommunionvorbereitung als Familienkatechese zu verstehen, bei dem Eltern mit ihrem Kind verschiedene Anregungen und Kapitel des Buches „Gott mit neuen Augen sehen“ besprechen und durcharbeiten, wozu sie durch eine Reihe von Elternabenden befähigt werden - während ihre Kinder sich außerdem noch in Kindergruppen treffen, die von ehrenamtlichen (jugendlichen) Katechet/innen aus der Gemeinde begleitet werden und ebenfalls die Themen des Buches zum Inhalt haben.

- **Erstkommunion ohne Prunk**

Um Äußerlichkeiten wie Kommunionkleid und -anzug aus dem Blickfeld verschwinden zu lassen (und auch den finanziellen Druck, unter den sie weniger begüterte Eltern setzen, zu mindern), führten einige Gemeinden eine einheitliche „Kluft“ für die Kommunionfeier ein, die alle Kinder vor dem Gottesdienst überzogen. Sie näherten sich damit gleichzeitig wieder den Ursprüngen des Weißen Sonntags. Er verdankt seinen Namen den weißen Alben, die

die Christen in den Urgemeinden zur Taufe erhielten. Am Weißen Sonntag, dem Sonntag nach Ostern, legten sie diese Kleider wieder ab und dokumentierten so das Ende ihres „Katechumenats“ (die Zeit der Hinführung zum Glauben) und ihre volle Zugehörigkeit zur Gemeinde.

- **Doppelte Erstkommunion**

Andere Gemeinden rücken bewusst vom Datum „Weißer Sonntag“ ab, um die große Geschenkwelle zu bremsen und die Kinder mehr auf den eigentlichen Sinn der Erstkommunion hinzulenken. Sie feiern die „echte“ Erstkommunion vorab im Kreis der vorbereiteten Kinder und ihrer Eltern. Am Weißen Sonntag folgt dann ein Fest mit der Gemeinde.

Wie sollen wir uns also verhalten? Dürfen wir Matthias um den Weißen Sonntag bringen?

Den „schönsten Tag des Lebens“, wie viele früher sagten, nur weil wir Eltern dabei vielleicht Bauchschmerzen haben?

Sollen wir die erwartete, befürchtete Geschenkflut stoppen, obwohl Matthias selbst darüber sicherlich anders denkt?

Sollen wir ihn selbst oder zusammen mit anderen Eltern vorbereiten und zur Erstkommunion führen, obwohl uns das vielleicht den Vorwurf einträgt, ein Elite-Christentum zu praktizieren? (Aber dann wäre es doch wohl auch „elitär“, in jeder Woche zum Gottesdienst zu gehen!?)

Oder sollen wir alles beim alten belassen, den anderen Eltern bei Elternabenden und während der Feier ein Beispiel dafür geben, worauf es bei der Erstkommunion wirklich ankommt? Und vor allem darauf vertrauen, dass Gott selbst schon das Wesentliche bei Matthias wirken wird?

Fragen über Fragen.

Wir haben (noch) keine Antwort darauf gefunden.

Karin und Curt Seligmann

Kommunionvorbereitung in der Gruppe: Mit Kindern den Glauben entdecken

Nicht nur der Tag der Erstkommunion ist für die Kinder ein besonderes Erlebnis, sondern auch die vorausgehenden Gruppenstunden. In den meisten Gemeinden werden die Kinder in kleinen Gruppen auf die Kommunion vorbereitet, die von Müttern oder Vätern geleitet werden. In der Kommuniongruppe können Kinder Leben und Glauben als Einheit entdecken und erfahren. Das geschieht im gemeinsamen Gespräch und Gebet, im Singen und Basteln, im Spielen und Feiern.

Die Kinder hören von Jesus Christus in biblischen Geschichten und lernen den Ablauf der Messe und die Symbolik der Eucharistiefeier kennen. Sie üben christliche Grundhaltungen ein wie Danken und Teilen, Verzeihen und Sich-Versöhnen, Feiern und Abschiednehmen. In der Gruppenstunde können die Kinder zu einer Gemeinschaft zusammenwachsen. Eine schöne und ruhige Atmosphäre, ganz gleich, ob sich die Gruppe zu Hause oder im Pfarrheim trifft, trägt zu einem guten Gelingen bei. Dafür ist kein großer Aufwand notwendig. Kleine Rituale wie zum Beispiel das Anzünden einer Kerze beim gemeinsamen Gebet machen die Gruppenstunden zu einem besonderen Erlebnis für Kinder und Erwachsene. Das für die Gruppenstunden notwendige Rüstzeug erhalten die Gruppenmütter und -väter zumeist von den Seelsorgerinnen und Seelsorgern ihrer Gemeinde. Dies können Ablaufpläne für die Gruppenstunden, Texte, Lieder oder andere Materialien zur Kommunionvorbereitung sein. In manchen Pfarrgemeinden gibt es für die Tischmütter und -väter auch Schulungen, in denen sie mit den Inhalten der Gruppenstunden vertraut gemacht werden. Darüber hinaus kann es für die Vorbereitung hilfreich sein bei den Kindern nachzufragen, welche Inhalte gerade im Religionsunterricht behandelt werden. Wer eine Kommuniongruppe leiten möchte, muss kein „Profi“ sein. Wesentlich ist das Interesse und die Freude daran die Kinder auf dem Weg zu Jesus zu begleiten. Hilfe und Anregung finden die Gruppenleiter im Austausch mit den Seelsorgern und den anderen Gruppenmüttern und -vätern. Wer sich aber mit der religiösen Erziehung seines Kindes bislang schwer getan und vielleicht kaum Kontakt zur Gemeinde hatte, kann im Gespräch mit dem Pfarrer oder anderen Mitarbeitern der Gemeinde vorher abklären, was für die Gruppenleitung vorausgesetzt wird. Manchmal teilen sich mehrere Eltern eine Gruppe. Vielleicht kann sich eine

Gruppe auch samstags treffen, damit erwerbstätige Eltern die Chance haben sich einzubringen.

Wenn die Erstkommunion ihres Kindes bevorsteht, setzen sich viele Eltern zum ersten Mal nach langer Zeit wieder mit dem Glauben und der Kirche auseinander. Und manche haben ein eigenartiges Gefühl dabei, wenn sie wieder einmal zur Messe gehen, wenn sie mit den Kindern über Gott sprechen oder zusammen mit ihnen beten wollen. Auch wenn der Anfang ungewohnt ist: Der Glaube ist ein Abenteuer, das es sich immer wieder neu zu wagen lohnt.

Auch für das Kind ist es wichtig, dass seine Eltern an der Vorbereitung auf die Kommunion teilnehmen. Denn tiefer als alles, was es in der Gruppe oder in der Kirche erfährt, prägt sich ihm ein, was es zu Hause erlebt: dass es Mutter oder Vater manchmal beten sieht; dass Jesus zu Hause ein Thema ist; dass es ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet bekommt und dabei hört: Gott segne dich!

Ganz neu zum Thema werden kann jetzt auch die Frage: Wer geht an dem großen Tag mit zur Kommunion? Diese Frage kann schon aufkommen, wenn dem Kind auffällt, dass die Eltern sonst nicht zum Altar gehen. Oder auch, wenn es sieht, dass sie jeden Sonntag die Hostie empfangen und wenn es daher wissen möchte: Was passiert da eigentlich?

Eltern und Kinder sind also gemeinsam herausgefordert bei der Suche nach dem Sinn der Kommunion und bei der Antwort auf die Frage, was zwischen ihnen und Christus dabei geschieht. Die Kinder sprechen darüber auch in den Gruppenstunden. Elternabende sind Angebote an die Erwachsenen, sich über den eigenen Glauben klarer zu werden.

Der Empfang der Kommunion ist auch ein Zeichen für die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche. Er unterliegt deshalb bestimmten Regeln. So empfängt beispielsweise ein Kind erst nach entsprechender Vorbereitung den Leib Christi und in der Regel treten nur katholische Christen zur Kommunion hinzu, die auf richtige Weise vorbereitet sind. Eltern oder Verwandte, die nicht katholisch sind oder in großer Distanz zur Kirche leben, finden bei den Seelsorgern ihrer Gemeinde Rat in der Frage, ob der Empfang der Kommunion für sie an diesem besonderen Tag möglich und sinnvoll ist.

Aus: Elternbrief 32

Liebe Gäste oder Ruhestörer? *Wenn Kinder im Gottesdienst keine Ruhe geben*

„Kindergottesdienste“ bieten heute viele Pfarrgemeinden an. Doch selbst hier tun sie sich mitunter schwer, Kinder so zu akzeptieren, wie sie sind. Nicht alles, was sich „Kindergottesdienst“ nennt, verdient diesen Namen tatsächlich. Nicht einmal da, wo junge Eltern selbst aktiv werden und Gottesdienste für Kinder und Familien vorbereitet, ist die Kinderfreundlichkeit garantiert. Die Kluft zwischen gutgemeinten Absichten und dem, was Kinder in der Kirche wirklich brauchen, verdeutlicht der folgende Briefwechsel.

Liebe Eltern,

wir vom Arbeitskreis „Junge Familie“ möchten den bevorstehenden Kleinstkindergottesdienst am Heiligen Abend zum Anlass nehmen, ein paar Gedanken zum Ablauf unserer Gottesdienste darzulegen.

Bei der Vorbereitung der Gottesdienste machen wir uns im Arbeitskreis „Junge Familie“ intensiv Gedanken darüber, welche Inhalte wir unseren Kindern vermitteln wollen und können. Wir teilen den Gottesdienst auf in Lieder, Aktionen und Texte. Gerade die Aktionen sollen helfen, den Bewegungsdrang unserer Kinder innerhalb des Gottesdienstes in sinnvolle Bahnen zu lenken. Im Gegensatz dazu stehen die Teile, in denen wir mit Texten an die Kinder und Eltern herantreten wollen. Der großen Besucherzahl entnehmen wir, dass wir damit richtig liegen.

In der letzten Zeit ist es durch die wachsende Zahl der Teilnehmer immer schwieriger geworden, soviel Ruhe in den Gottesdienst zu bringen, wie wir für die Vermittlung von religiösen Inhalten brauchen. Wir halten es für wichtig, dass einzelne Teile des Gottesdienstes auch von unseren Kindern als Ruhe, Besinnung und Zuhören verstanden werden. Voraussetzung dafür ist jedoch, dass wir Eltern den Sinn dieser Ruhephasen einsehen und unterstützen. Wir stellen uns vor, dass wir in Zukunft alle dazu beitragen, dass die Gottesdienste dem Ziel gerecht werden, unseren Kindern den Glauben ein Stück näher zu bringen.

Wir sollten daher alle darauf achten, dass unsere Kinder am Gottesdienst teilnehmen und z. B. nicht währenddessen den Altarraum erkunden. Sollten einzelne Kinder den Gottesdienst zeitweise sehr stören, ist es besser, wenn wir mit ihnen für einen Moment den Gottesdienstraum verlassen. Es ist für unsere Priester eine Herausforderung, unseren Kindern in angemessener Weise Glaubensinhalte nahe zu bringen. Wir sollten uns alle bemühen, dass diese Aufgabe nicht unmöglich gemacht wird.

In diesem Sinn freuen wir uns darauf, den Heiligen Abend gemeinsam zu feiern.

Ihr Arbeitskreis

Junge Familie

Liebe Mitglieder im Arbeitskreis „Junge Familie“,

erlaubt mir, zu den Gedanken, die Ihr Euch zur Ruhestörung im Gottesdienst gemacht habt, einige Gegengedanken zu Papier zu bringen. Ich tue es deshalb, weil ich ziemlich betroffen war davon, dass gerade Ihr als „Arbeitskreis Junge Familie“ andere Eltern kleiner Kinder auffordert, ihre Kinder an den von Euch in der Vorbereitung der Gottesdienste vorgesehenen Stellen zur Ruhe zu bringen oder die Kirche für einige Zeit zu verlassen. Aus dem Munde älterer Herrschaften oder kinderloser Gottesdienstteilnehmer sind mir solche Forderungen äußerst schmerzlich bekannt - weil ich mich aus Überzeugung nie daran gehalten habe, meine (kleinen) Kinder auch noch im Gottesdienstraum zu reglementieren. Aber von Eurer Seite...

Glaubt Ihr wirklich, dass man unseren Kindern den Glauben näher bringen kann, indem man sie an bestimmten Stellen zur Ruhe zwingt und Ruhestörer aus der Gemeinschaft der Gläubigen entfernt?

Glaubt Ihr wirklich, dass mit Worten und Bildern und Texten, die man gemeinsam in Ruhe auf sich einwirken lässt, schon das Eigentliche und Wesentliche an religiösen Inhalten vermittelt wird?

Sind es denn gerade die Ruhephasen, die unseren Kindern die Glaubensinhalte „in angemessener Weise nahe bringen“? Sind es denn gerade die Ruhephasen, die unseren Kindern die Glaubensinhalte „in angemessener Weise nahe bringen“?

Ist das „angemessen“, Kinder im Gottesdienst ruhig zu stellen? Und was sind das eigentlich für „Glaubensinhalte“, von denen Ihr sprecht? Ich glaubte, die Zeit, da man glaubte, der Glaube sei in Form von Inhalten zu haben, sei schon lange vorbei! So kann man sich vertun.

Ihr seht, ich habe größte Probleme, mit Eurem Problem fertig zu werden. Nun wäre es allerdings unfein, als Gegengedanken nur Fragen zu stellen und keine Antworten zu versuchen. Also:

Kinder können zur kirchlichen Gemeinschaft nur dann auf Dauer eine positive Beziehung bekommen, wenn sie sich im kirchlichen Raum wohlfühlen. Das geschieht am besten dadurch, dass sie den Raum, in dem sie sich befinden, auch erkunden dürfen - den Altarraum natürlich eingeschlossen.

Kinder stören eigentlich gar nicht, wenn sie sich wohlfühlen dürfen. Sie müssen aber stören, wenn sie sich nicht bewegen dürfen, wenn sie von den Eltern ermahnt, zurückgehalten, ruhig gestellt, beeinträchtigt oder herausgetragen werden. Die Eltern fühlen sich dabei ebenso unwohl wie ihre Kinder, wollen nicht auffallen, sind gereizt, und ihre Gereiztheit überträgt sich auf die Kinder - und so weiter.

Ruhephasen haben im Kindergottesdienst eigentlich gar keinen Platz. Wer einen ruhigen Gottesdienst braucht, was bei mir selbst auch oft vorkommt, der sollte sich keinen Kindergottesdienst aussuchen.

Einen wesentlichen Teil des Glaubens machen für mich die Gemeinschaft und die Beziehung zu den Gläubigen untereinander aus.

Ein „Inhalt“ des Glaubens ist für mich, dass der Gottesdienst für die Menschen - Kinder eingeschlossen - da ist und nicht der Mensch für den Gottesdienst.

Und überhaupt: Nicht das, was der Priester sagt, trägt am meisten zum Glauben bei, sondern wie er mit seinen Gläubigen - Kinder eingeschlossen - umgeht. Der Stil ist entscheidend. Hat der Priester ein wirkliches Interesse am Leben der Kinder und Eltern? Wenn er - und das Vorbereitungsteam mit ihm - sich wirklich freut, dass so viele Eltern mit ihren Kindern gekommen sind, dann behandelt er alle wie liebgewonnene Gäste, aber nicht wie Leute, denen man erst einmal deutlich machen muss, wie sie sich bei ihm zu Hause zu benehmen haben. Gottesdienst darf doch nicht zum Erziehungsakt werden.

Um über Glaubensinhalte in aller Ruhe ins Gespräch zu kommen, gibt es eine andere - woanders praktizierte - Methode: Der Arbeitskreis „Kindergottesdienst“ sucht noch Mitarbeiter, die sich gern Kindern im Grundschulalter widmen. Wir versuchen, dieser Altersgruppe Zugänge zu unserem Glauben und vor allem zur sonntäglichen Messfeier zu erschließen. Wir treffen uns einmal im Monat, um den Wortgottesdienst der Kinder vorzubereiten. Oft brauchen wir selbst einige Zeit, um Glaubensfragen für uns zu klären, bevor wir uns mit den Kindern treffen. Wir würden uns freuen, wenn Sie bei uns mitarbeiten möchten. Vielleicht finden Sie Freude an den offenen Gesprächen unter uns und dem Zusammensein mit den Kindern.

Bei den Kindern kommt als überzeugend eh‘ nur an, was stimmig ist. Atmosphäre, Gefühle, Worte, Bilder, Lieder und Aktionen drücken aus, dass Gott uns so liebt, wie wir sind: unruhig, gestresst usw. Dieser für mich wesentliche „Glaubenssatz“ müsste in jedem Gottesdienst auf vielfältige ganzheitliche Art und Weise erfahrbar sein.

Aller gegensätzlichen Auffassungen zum Trotz verbleibe ich

mit freundlichen Grüßen

Conrad M. Siegers

Lasset die Kinder zu mir kommen

Lieber Paul,

gestern ist mir in Eurer Kirche beim Gottesdienst um 11.15 Uhr etwas passiert, was mich als Vater, aber auch als Referent für kirchliche Familienarbeit des Bistums Aachen ziemlich berührt hat. Weil ich Dich als Kaplan der Gemeinde persönlich kenne, richte ich diesen Brief an Dich und nicht an den Pfarrer der Gemeinde. Du darfst ihn aber gerne weiterreichen.

Ich habe am Wochenende meine Mutter und meinen Bruder besucht. Und da mir der späte Zeitpunkt des Gottesdienstes besonders gut auskam und mein Bruder neben der Antoniuskirche wohnt, habe ich mich entschlossen, den Gottesdienst mit meinen beiden Kindern (5 1/2 Jahre und 21 Monate) in Eurer Kirche mitzufeiern. Nun ist mein jüngster Sohn, Pascal, sehr lebendig, neugierig und kontaktfreudig - was ihm meistens die Bewunderung aller derer einbringt, die ihn sehen und erleben.

Ganz anders aber war dies während des besagten Gottesdienstes. Als Pascal, unternehmungslustig wie immer, versuchte, mit seiner Umgebung Kontakt aufzunehmen - was ihm allerdings nur bei den Kindern gelang - verbreitete sich um mich herum eine eisige Kälte von strafenden und entrüsteten Blicken vonseiten der meisten Erwachsenen. In diesem Augenblick hatte ich drei Möglichkeiten:

1. Ich hätte meinen Sohn schnappen können und ihn festhalten - worauf er sicherlich mit lautem Gebrüll reagiert hätte - so dass niemand mehr in der Kirche das Wort des Priesters verstanden hätte.
2. Ich hätte mit den beiden Kindern fluchtartig die Kirche verlassen können, wäre dann jedoch um den Gottesdienst gekommen.
3. Ich konnte Pascal herumlaufen, über die Bänke krabbeln, reden und lallen lassen.

Trotz der bösen Blicke von allen Seiten entschied ich mich für die dritte Lösung und zwar deshalb, weil ich in verschiedenen Kirchen von Aachen damit schon ganz positive Erfahrungen gemacht habe. In Aachen kommt es schon einmal vor, dass Pascal sich bis zum Altar vorwagt, wobei die Priester dann keineswegs entsetzt reagieren, sondern sogar auf ihn eingehen bzw. heitere Bemerkungen dazu machen. Außerdem denke ich mir, dass gerade kleine Kinder Kirche und Gemeinde als etwas erleben müssen, wo man sich wohlfühlen kann - statt zu einem Verhalten gezwungen zu werden, das nicht nur ungewollt, sondern auch unnatürlich ist. Und als letztes erinnerte ich mich an die beiden Stellen aus der Bibel:

„Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret es Ihnen nicht“ und:

„Aus dem Mund der Kinder und Säuglinge hast Du Dir Lob bereitet.“

Mir war deshalb die Entrüstung der Erwachsenen egal. Jedoch mit Fortgang der Messfeier wurde die Atmosphäre um mich herum immer kühler und vorwurfsvoller - der Kollektant fragte z. B. die Kinder vor mir, zu wem denn der Störenfried gehöre, obwohl er mich ja schon seit Beginn der Messe angesehen hatte - und bei der Kommunion hatte ich fast das Gefühl, als wenn der austeilende Priester mir am liebsten die Hostie verweigert hätte.

Wenn ich dagegen mit den Kindern in Aachen zur Kommunion gehe, macht der Priester den Kindern immer ein Kreuzzeichen auf die Stirn.

Nach dem Gottesdienst kamen dann einige Frauen auf mich zu und wollten mir klarmachen, dass Pascal durch sein Herumlaufen und -krabbeln den Priester gestört hätte und auch alle Leute, die im Gottesdienst waren. Die Vorschläge, die dann über mich hereinbrachen, machten mich wütend und traurig zugleich. Sie reichten von:

„Dann bleiben sie doch zu Hause!“ bis

„Dann muss der Kleine einmal ordentlich Prügel bekommen, damit er sich in der Kirche andächtig verhält!“

Ob das wohl der Wille Gottes ist?

Oder ob IHM die natürliche Lebensfreude eines kleinen Kindes nicht lieber ist?

Haben kleine Kinder im Gottesdienst - außer im speziellen Kinder- oder Familiengottesdienst - nichts zu suchen und sollte man wirklich zusehen, wie man sie während dieser Zeit anderweitig unterbringt?

Und die Integration der Kinder in die Gemeinde - wo und wann soll sie stattfinden? Schließlich gehen doch die Erfahrungen der Kleinkinder am tiefsten in die Psyche ein - und da soll ihnen der Kirchenraum verschlossen bleiben?

Wäre ich nicht Theologe, sondern ein einfacher Mann in einem bürgerlichen Beruf - mir hätte diese schmerzliche Erfahrung vielleicht genügt, um der Kirche den Rücken zu kehren. So erklärt sie mir zu einem guten Teil, weshalb immer weniger junge Familien zu den regelmäßigen Gottesdienstbesuchern zählen.

Lieber Paul, diesen Brief schreibe ich Dir nicht, um mich bei Dir zu beklagen - Du kannst ja selbst gar nichts dafür. Ich schreibe ihn Dir nur, um Dich auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der mir für unsere kirchliche Pastoral wichtig erscheint. Müsste man nicht diese Frage der Kleinstkinder im Gottesdienst - in Bildung und Verkündigung - aufgreifen, um ein Klima zu schaffen, das für junge Familien einladend ist?

Ich hoffe, dass es Dir und dem gesamten Seelsorgeteam Eurer Gemeinde gelingt, Fortschritte in diese Richtung zu machen - trotz all der Schwierigkeiten, die Tradition und Mentalität vieler Gottesdienstbesucher auch bereiten.

Mit lieben Grüßen

Dein Conrad

Grundvoraussetzungen, Bedingungen und Haltungen für die Feier von Gottesdiensten mit Kindern

Bei Kindergottesdiensten denken wir gleich an etwas Besonderes, etwas besonders Schwieriges: Es gilt, so glauben wir, eine kindgerechte Sprache zu finden, um Kinder »erreichen« zu können. Es gilt, so glauben wir, die hohe Theologie des Glaubens zu Kinderschokolade zu verarbeiten, damit es den Kindern im Gottesdienst »schmeckt«. Es gilt, so glauben wir weiter, die Kinder im Gottesdienst ein wenig zu beschäftigen, sie etwas vorführen, malen, vorbeten, lesen und raten zu lassen, Instrumente oder kindermundgerechtes Liedgut muss her - und dann sind wir enttäuscht, wenn der Gottesdienst, auf den wir so viel Liebe und Mühe bei der Vorbereitung verwendet haben, bei vielen Kindern immer noch nicht ankommt. Wenn sie wie früher sind: laut, unruhig und wenig konzentriert, und ihre Eltern schon zu Beginn der Messe fragen, wann denn der Gottesdienst endlich vorbei ist. Also alles für die Katz?

Mit vielen Personen habe ich mich über diese Frage unterhalten. Im Gottesdienst mit Kindern habe ich besonders auf das Verhalten der Kinder geachtet, selbst versucht, Wortgottesdienste mit Kindern so zu gestalten, dass die Kinder sich mit ihren Fähigkeiten einbringen konnten, bis mir deutlich wurde, dass die Frage des Gottesdienstes mit Kindern keine Anfrage an die Gestaltung des Gottesdienstes ist, sondern eine Anfrage an unsere Einstellung zu Kindern. Es kommt eigentlich gar nicht auf die methodisch geschickt eingesetzten Gestaltungselemente an, sondern auf unsere Haltung und unseren Gefühlen Kindern gegenüber. Daher gilt es im Grunde nicht, alle möglichen methodischen Verrenkungen zu machen, eine »kindgerechte« Gottesdienstshow zu veranstalten, sondern schlichtweg persönlich, menschlich, echt zu sein.

Das macht die ganze Sache leichter und schwerer zugleich. Leichter, weil wir uns von der Vorstellung verabschieden dürfen, uns alles Mögliche ausdenken zu müssen, was alle anwesenden Kinder gleichermaßen fesselt und ihnen gefällt. Schwerer, weil es mit einem fundamentalen Umlernprozess verbunden ist. Und das geht nicht von heute auf morgen, sondern muss mühsam erlernt und eingeübt werden.

Es beginnt damit, dass wir uns aufrichtig freu-

en, dass Kinder überhaupt (mit ihren Eltern) zum Gottesdienst kommen. Sie müssen uns willkommen sein, auch als Ruhestörer, und wir dürfen nicht insgeheim denken: »Hoffentlich verhalten sie sich gottesdienstgemäß.«

Und es fängt damit an, dass wir auch wahrnehmen, wenn Kinder mitkommen zum Gottesdienst, und dass wir ihnen deutlich machen: Wie gut, dass es euch hier in unserer Mitte gibt.

Und es geht weiter damit, dass wir sie wie unseresgleichen behandeln und dass wir von ihnen im Gottesdienst nicht etwas erwarten, was wir Erwachsene als Zumutung empfinden würden. Etwa Antworten geben auf Fragen, in Form einer Lernstoffkontrolle, wie sie Lehrer stellen - nur weniger ernsthaft.

Und überhaupt: die Ernsthaftigkeit. Sind wir denn an den Antworten der Kinder tatsächlich interessiert? Wollen wir wirklich wissen, was sie denken, fühlen und leben? Oder geht es uns bei den Antworten der Kinder auf die katechetischen Fragen der Gottesdienstvorbereitung eher darum zu zeigen, wie gut unsere Kinder sind, wie gut sie etwas eingeübt haben und wie gut sie das vorführen können. Und wenn etwas »Komisches« dabei herauskommt, weil unsere Kinder sich noch in einer anderen Denkwelt befinden und die uns vertrauten Plausibilitätsstrukturen noch nicht internalisiert haben, gibt es etwas zu lachen und darüber belustigt zu sein.

Also: Wie ernst nehmen wir unsere Kinder eigentlich? Im Gottesdienst - aber auch im alltäglichen Leben? Wie gehen wir mit ihnen um, wie sprechen wir mit ihnen?

Um letzterem auf die Spur zu kommen, wollte ich die Sprache und den Diskurs mit Kindern im Gottesdienst untersuchen und dazu zwei Sprechertypen miteinander vergleichen - in der Hoffnung, dass sich daraus signifikante Unterschiede ergeben. Und zwar wollte ich zum einen die Sprechakte in einem Kindergottesdienst analysieren, die sich am klassischen und vielfach praktizierten Frage-Antwort-Schema zwischen Priester und Kindern orientierten, und damit die Gespräche vergleichen, die mein Freund Werner P. mit den Kindern im Gottesdienst führt. Nachdem ich schon zwei Gottesdienste auf Band aufgenommen hatte, musste ich feststellen, dass ein rein sprachlicher

Vergleich wenig bringen würde. Denn mir war aufgefallen, dass das entscheidend Unterscheidende nicht das war, *was* gesagt wurde, sondern *wie* es gesagt wurde. Die nonverbale Ernsthaftigkeit, mit der Werner P. im Gottesdienst mit den Kindern sprach, war meiner Beobachtung nach der Schlüssel dafür, dass die Kinder in seinem Gottesdienst ganz bei der Sache waren. Doch was geschah da nonverbal? Eigentlich gar nichts Besonderes. Und dennoch: Die Kinder wurden von ihm besonders begrüßt, und man spürte, dass er sich freute, sie in diesem Gottesdienst wiederzusehen. Atmosphärisch kam über: Toll, dass ihr hier seid. Eure Anwesenheit ist mir wichtig, ich brauche euch.

Und weiter: Wenn er mit einzelnen Kindern sprach, ging er in die Knie, um auf gleicher Blickhöhe zu sein - so wie Erwachsene im Gespräch ja auch ihre Blickhöhe quasi automatisch der ihres Gesprächspartners angleichen. Man steht z. B. unwillkürlich auf, wenn man sitzt, und wird angesprochen von einem, der steht, oder der Stehende setzt sich. So spürten die Kinder - glaube ich -, dass hier nicht jemand von oben herab mit ihnen spricht, sondern von gleich zu gleich - ebenbürtig. Seit ich das weiß, gehe ich vor Kindern auch immer in die Knie und spüre, wie sich allein durch diese veränderte Haltung auch mein Zugang zu den Kindern ändert und sich die Beziehung der Kinder zu mir bestimmt. Haltung zeigt Haltung.

Und weiter: Die Texte von Lesung und Evangelium erschloss er den Kindern dadurch, dass er ihnen eine Geschichte erzählte - frei nach Schnauze, nicht abgelesen oder vorgelesen - und dass er ihnen

dazu erzählte, woran ihn selbst diese Geschichte erinnerte und was sie bei ihm an Gefühlen und Erfahrungen wachrief. Die Kinder wurden dadurch angeregt, ihre eigenen Gefühle und Erinnerungen, die ihnen beim Zuhören gekommen waren, zu nennen. Authentisch, echt und überraschenderweise völlig ungezwungen passten die Erfahrungen der Kinder auch in den biblischen Kontext und zum Text des Evangeliums, das an diesem Sonntag von dem Gefühl der Jünger sprach, die Angst hatten, im Sturm unterzugehen.

Und weiter: Bei der frei erzählten Geschichte, bei den Überleitungen zu Gebeten und Liedern kam es häufig vor, dass Werner sich verhaspelte, versprach und redete, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Dabei merkten die Kinder offenbar: Wir können hier auch so reden und hatten keine Angst, Gebete und Fürbitten holp-

rig und stockend vorzulesen und keine Angst, etwas »falsch« zu machen. Irgendwie hatte ich das Gefühl, die Kinder fühlten sich hier wie zu Hause.

Und dann der Blick und das Gesicht: Keine todernste Miene, keinefriedhofswürdige Feierlichkeit, sondern strahlende Augen, Freude im Gesicht, Schmunzeln über alles, was anders lief als geplant, oder was schief ging. Freundlichkeit in jeder Geste und ein versöhnlicher, persönlicher Draht zu denen, mit denen Messe gefeiert wurde - nicht nur zu den Kindern. Und alles gab sich so zwanglos wie selbstverständlich.

Doch hier war ein langer Lernprozess im Gange. Über Jahre hinweg hatten Kinder und Erwachsene sich in dieser Gemeinde an diesen ambitionslosen, einfühlsamen, warmherzigen Stil des Miteinander-Gottesdienstfeierns gewöhnt. Dass es tatsächlich lange dauert und eine veränderte Haltung von *allen* Seiten erfordert, wurde mir eine Stunde später in einem anderen Gottesdienst, an einem anderen Ort bewusst: Dort hat die Gemeinde erst seit kurzem mit meinem Freund Werner zu tun und wusste noch zu genau, wie Kinder sich im katholischen Gottesdienst zu verhalten haben. Eltern hatten mit ihren Kindern zu Hause die vorzutragenden Gebete noch extra eingeübt und ärgerten sich, dass sie nun doch zwischen durch stockten. Andere schauten noch böse, wenn der Geräuschpegel der anwesenden Kinder nicht ihren Vorstellungen aus den 50er Jahren entsprach, und in einigen Gesichtern glaubte ich lesen zu können: »Muss der Mann da vorne unbedingt von eigenen Erlebnissen und Gefühlen reden und dann noch die Kinder danach fragen, was sie erlebt haben? Das macht doch alles nur unnötig Unruhe.«

Diese zweite Erfahrung am gleichen Tag zeigte mir: Alles braucht seine Zeit. Aber es wird Zeit, dass wir anfangen, unsere Einstellungen und Haltungen Kindern im Gottesdienst gegenüber zu ändern. Nicht nur unseren Kindern, auch uns selbst zuliebe.

Nicht bessere, angemessenere, attraktivere methodische Elemente brauchen unsere Gottesdienste mit Kindern, sondern uns selbst *anders*, menschlicher, echter, persönlicher, lebendiger und ernsthafter im Umgang mit Kindern.

Ich mag mich

Wenn ich meinem fast sechsjährigen Sohn zu Bett bringe, dann erzählt er kurz vor dem Gutenachtkuss dem „Lieben Gott“, was ihm wichtig ist. Beinahe jedes Mal sagt er dann: „Ich erzähle dem lieben Gott, dass ich lieb bin.“ Und oft schließt er an: „und dass der liebe Gott auch lieb ist.“ Wie ich einmal einwandte, der liebe Gott wisse doch längst, dass er lieb sei, antwortete er mir: „Das macht doch nichts. Ich kann es ihm ruhig noch mal sagen.“ Und in der Tat. Mann kann es sich nicht oft genug sagen: Ich bin liebe. Ich mag mich. Ich habe mich gerne. Und der Grund dafür, dass ich liebe und liebenswert bin, liegt in der Liebe des „Lieben Gottes“ - wie mein Sohn richtig erkannt hat. Ich bin lieb, weil Gott mich mag. Wir sind leicht geneigt, Selbstannahme zu beschränken auf die guten Seiten in uns und so mancher wird Schwierigkeiten haben, von sich zu behaupten: „Ich bin lieb“, D.h. eigentlich, ich bin liebenswert und man kann mich mögen. Die meisten werden gleich hinzufügen: „aber...“, weil sie sonst das Gefühl haben, überheblich und egozentrisch zu sein. Nun bedeutet Selbstannahme jedoch nicht, dass ich glaube, alles an mir sei gut, sondern dass ich akzeptieren kann, wie ich bin, mit meinen guten *und* schlechten Eigenschaften, Gedanken und Ver-

haltensweisen. Selbstannahme heißt folglich: Ich mag mich so, wie ich bin, es ist gut, dass es mich gibt.

Nun ist Selbstannahme keine rein individuelle Leistung, sondern ist bedingt durch das Angenommensein von anderen Menschen, die ihre Fähigkeit zur Annahme wieder anderen verdanken, die ihrerseits... usw. Am Ende bzw. am Anfang dieser Kette steht das Angenommensein aller Menschen von Gott, der auf keinerlei Annahme durch andere angewiesen ist, der sich selbst bedingungslos annimmt. Meine Selbstannahme ist daher letztlich eine Frucht meines Angenommenseins von Gott.

Das Ganze klingt recht kompliziert. Das mag daran liegen, dass wir uns mit der Annahme oft schwer tun. Der tiefere Grund dürfte jedoch sein, dass wir so spürbar Konkretes wie das vage Gefühl, geliebt und liebenswert zu sein, nicht leicht zur Sprache bringen können. Da sich jedoch sehr viel in unserem Leen um die Beachtung und Annahme unseres Ich dreht, können wir uns gar nicht oft genug sagen: „Ich mag mich“ und unseren Kindern helfen, sich ebenfalls anzunehmen und zu mögen.

Conrad M. Siegers

Gewissenserziehung? Nein, danke!

Wenn ich Gewissenserziehung höre, dann schalte ich automatisch ab. Von Gewissenserziehung will ich nichts (mehr) hören. Auch habe ich keinerlei Lust, bei meinen Kindern gezielte Gewissenserziehung zu betreiben. Warum? Weil ich mich selbst als das beste Beispiel dafür empfinde, wie man einem Kind aus bester moralischer Absicht die Lust am lustvollen Leben nimmt. Bei mir haben Elternhaus, Pfarrgemeinde, Schule und Internat in einmütiger Eintracht und mit geballter Kraft so viel an Gewissenserziehung geleistet, dass sich bei jedem kleinsten Vergehen gegen die Gebote der Kirche massiver Gewissensbisse einstellen. Und obwohl jeder Gewissensbiss weh tat, durfte man nicht einmal ‚aua‘ schreien. Das galt im besonderen Maße für die beiden Hauptforderungen der „guten alten Moralvorstellungen“: 1. Die Vermeidung jeglicher Betätigung des sexuellen Apparats und 2. die vollständige Beachtung der Kirchengel-

bote wie z. B. der Sonntagspflicht, des Freitaggebots und des Nüchternheitsgebots.

Die einzig spürbaren Ergebnisse meiner Versuche, beide Hauptforderungen gewissenhaft zu erfüllen, waren Schuldkomplexe, von denen ich mich später wieder mühsam befreien musste bzw. mit denen ich mich heute noch herumschlage. Denn die Gewissenserziehung, die ich mitbekommen hatte, war so tiefgehend wirksam, dass die Einsicht, dass bestimmte Schuldgefühle falsch oder unberechtigt sind, nicht genügt, um sie loszuwerden.

Wo mir selbst also die Gewissenserziehung meiner Erzieher so viel Probleme gemacht hat und macht, soll ich nun anfangen, mit meinen Kindern Gewissenserziehung zu betreiben, um sie im Sinne der herkömmlichen Moralvorstellung zu guten Katholiken zu machen?

Nein, danke!

Curt Seligmann

Wie lernen Kinder Werte schätzen?

Petra war nach Schulschluss kurz in den Supermarkt gegangen und hatte eine Tüte Schokoriegel „mitgehen“ lassen. Eine Freundin hatte ihr gesagt, dass man dort ganz leicht unbemerkt an der Kassiererin vorbeikommt. Petra hatte ihr monatlichen Taschengeld schon ausgegeben und eine Riesenlust auf Süßes. Und da dachte sie, wenn sie die Schokoriegel mitnimmt, ohne sie zu bezahlen, das wird die Besitzer der Supermarktkette nicht arm machen. Doch sie hatte nicht an ihre Mutter gedacht. Die fragte nämlich gleich, als Petra zu Hause ihre „Beute“ ass, wie sie denn an die Schokoriegel gekommen sei. Petra sagte: „Die hat mir Claudia geschenkt.“ - und wurde rot.

Da ist nun für die Mutter guter Rat teuer. Denn je nachdem wie sie reagiert, wird sich Petra mit ihrem Verhalten auf ähnliche Situationen in Zukunft einstellen. Sagt ihre Mutter z. B. „Da werde ich mal bei Claudia zu Hause anrufen.“, wird Petra sich vor der Familie ihrer Freundin als Diebin und Lügnerin bloßgestellt fühlen und das nächste Mal besser aufpassen, nicht ertrapt zu werden.

Schreit die Mutter sie an, macht ihr Vorwürfe und beschimpft sie, wird sie sich ganz klein und erbärmlich fühlen, möchte sich am liebsten verkriechen und wird versuchen, solche unangenehmen Gefühle in Zukunft zu vermeiden. Schon aus Angst davor, entdeckt zu werden, wird sie vielleicht nie mehr etwas stehlen.

Sagt die Mutter: „Ich glaube, du belügst mich. Du hast die Süßigkeiten gestohlen. Wenn du stiehlest, dann macht mich das ganz traurig. Ich will nicht, dass meine Tochter zu einer Diebin wird.“ Dann merkt Petra, dass sie mit ihrem Diebstahl auch das Verhältnis zu ihrer Mutter getrübt hat - was sie nun wirklich nicht wollte - und wird in Zukunft vielleicht versuchen, auch auf die Gefühle ihrer Mutter Rücksicht zu nehmen und ihr zuliebe nichts mehr stehlen, um ihr nicht weh zu tun.

Sagt die Mutter nun: „Du bist gerade ganz rot geworden. Hast du die Schokoriegel wirklich von Claudia geschenkt bekommen?“ dann hat Petra die Möglichkeit zuzugeben, dass sie sie aus dem Supermarkt gestohlen hat. Und wenn die Mutter dann noch weiter fragt: „Hattest du

denn soviel Hunger auf Süßes, und hast sie mitgenommen, weil du kein Geld dabei hattest?“ dann spürt Petra, dass ihre Mutter ihr Verhalten möglicherweise versteht und kann ihr erzählen, was sie sich sonst noch dabei gedacht hat, dass viele aus ihrer Klasse das auch so machen, dass das Stehlen in der Klasse als eine Art Mutprobe gilt, usw.

Und dann können Mutter und Tochter gemeinsam überlegen, ob man seinen Kameradinnen alles nachmachen muss, um dazuzugehören. Ob es nicht einen anderen Weg gibt, sich seine Wünsche zu erfüllen, ohne einen Dritten damit zu schädigen. Wie das ist, wenn man selbst bestohlen wird, und dass es vielleicht doch besser ist, sich anderen gegenüber genau so zu verhalten, wie man selbst von anderen behandelt werden möchte, etwa nach dem Motto der sog. „Goldenen Regel“: Was du nicht willst dass man dir tu, das füg´ auch keinem anderen zu!

Das Beispiel zeigt, wie sehr die Art und Weise, in der Eltern in problematischen Situationen auf ihre Kinder eingehen, ihr künftiges Wertebewusstsein und Verhalten prägt. Fühlt sich ein Kind mit seinen Wünschen und Anliegen verstanden, kann es auch lernen, den Wert von Normen und ethischen Prinzipien zu erkennen, sich in Zukunft daran orientieren zu wollen und Fehler evtl. wieder gutzumachen.

Wenn die Eltern ihre Liebe und Zuwendung nicht vom Wohlverhalten ihres Kindes abhängig machen, und Verständnis für seine Bedürfnisse haben, lernt ein Kind, sich nicht aus Angst vor Strafe oder Liebesentzug angemessen zu verhalten, sondern weil es im Gespräch mit den Eltern und in der Orientierung an ihrem „guten Beispiel“ zu der Überzeugung gekommen ist, dass die Beachtung der Eigentumsgrenzen z. B. ein Wert ist, der es echt wert ist, geschätzt zu werden, auch wenn die eigene momentane Bedürfnislage dagegen spricht. Und wenn die Eltern dann noch mit dem Kind gemeinsam eine Möglichkeit finden, wie es zur Erfüllung seiner Wünsche kommen kann, ohne die Rechte anderer zu verletzen, dann ist der beste Grund für eine gründliche Werterziehung gelegt.

Conrad M. Siegers

Caroline schwärmt von Stefan.

Niemand darf es wissen,
doch alle sehen es.

Wir sind geneigt zu schmunzeln
Und ohne es recht zu merken
Und ohne es sonderlich ernst zu nehmen,
passiert es:

Caroline macht die Erfahrung
dass es mehr gibt als...
Vater und Mutter
Essen und Trinken
Spielen und Schlafen
Freundinnen und Freunde...

Es gibt es noch Stefan.
Und mit Stefan wird das Leben
bunter
reicher
lebendiger
Jeder Tag ist spannend
jeder Morgen wird ersehnt
jeder Gedanke und jedes Gefühl
verbringt die Zukunft mit ihm.

Wir schmunzeln leicht
über die ersten Schwärme unserer Kinder.
Doch hier geschieht mehr.

Caroline und Stefan betreten heiligen Boden.
Ein echter Schwarm geht über jede Realität hinaus.
Wie der Dornbusch, der brannte, ohne zu verbrennen.
Hier zeigt sich Gott als der, der mich umschwärmt.
Hier zeigt sich der, der für mich da sein will.
Und das übersteigt jeden Horizont...
Gelobt sei der erste Schwarm!

Conrad M. Siegers

Verschiedene Lebensstile: Den eigenen Standpunkt finden und leben

Lebens- und Erziehungsstile sind heute sehr vielfältig. Und selbst, wenn Vater und Mutter in wesentlichen Dingen einer Meinung sind, kommen Kinder mit wachsendem Alter mit unterschiedlichen Lebensstilen und Einflüssen in Berührung.

- Sollen sie zu Hause beispielsweise am Tisch sitzen bleiben, bis alle zu Ende gegessen haben, wird in der Familie einer Freundin darauf kein Wert gelegt.
- Wird zu Hause vor dem Essen gebetet, fällt das woanders aus.
- Versuchen Eltern ihre Kinder von Zuckersachen weitgehend fern zu halten, hat die freundliche Nachbarin immer etwas Schokolade zur Hand.
- Müssen sie ihre Spielsachen bei der Tagesmutter aufräumen, wenn sie zu Ende gespielt haben, brauchen sie das daheim nicht.
- Sollen sie zu Hause friedlich sein, müssen sie sich auf dem Spielplatz durchsetzen.

Und mit dem Eintritt in den Kindergarten wird die Menge der unterschiedlichen Lebensweisen, die aufeinanderstoßen, noch größer. Muss ein Kind dabei nicht die Orientierung verlieren? Im Prinzip ja. So fragt es sich: „Warum darf Katja länger aufbleiben als ich?“ „Warum gehen wir sonntags in die Messe, Sven und seine Eltern aber nicht?“ Doch im Erleben der Unterschiede erlernen Kinder auch etwas: einen eigenen Standpunkt beziehen und Toleranz gegenüber anderen Lebensweisen einüben.

Das geht am einfachsten, wenn Eltern selbst einen eigenen Standpunkt haben und diesen auch ganz selbstverständlich mit ihren Kindern praktizieren, ohne die Verhaltensweisen ihrer

Umgebung abzuwerten und ohne sich von allem und jedem verunsichern zu lassen.

„Bei uns machen wir das aus diesem Grund so. Und wenn andere das anders machen, haben sie dafür sicher auch einen Grund. Das ist dann für sie okay, aber nicht für uns.“

So kann eine selbstbewusste Elterndevice lauten. Und was den konkreten Umgang mit anderen Maßstäben angeht, lernen Kinder zum Beispiel in einer Kindergruppe im alltäglichen Miteinander, dass sie gewisse Regeln einhalten müssen, um dazugehören zu können.

Ein Standpunkt und ein bestimmter Lebensstil lässt sich jedoch nicht allein und gegen alle Welt aufrechterhalten und weitervermitteln. Eltern brauchen dazu Gleichgesinnte und Stützen von außen. Das gilt heutzutage insbesondere für die Vermittlung religiöser Werte und Verhaltensweisen. Dabei kann ein katholischer Kindergarten im bewussten Vorbereiten und Feiern der religiösen Feste und Bräuche zum Beispiel entscheidende Hilfe leisten - ebenso wie der Kontakt mit anderen christlichen Eltern in der Gemeinde.

Wo Kinder erleben, dass auch andere Kinder mit ihren Eltern den Sonntagsgottesdienst besuchen und auch sonst noch etwas gemeinsam unternehmen, was Spaß macht, wird ihnen ein positiver Zugang zum Leben aus dem Glauben eröffnet.

Wenn eine christliche Gemeinde Familien zur zweiten Heimat wird, hat auch der Glaube eine gute Chance, von den Kindern als eine wertvolle Hilfe zu einem gelingenden Leben erfahren zu werden.

Aus: Elternbrief 15